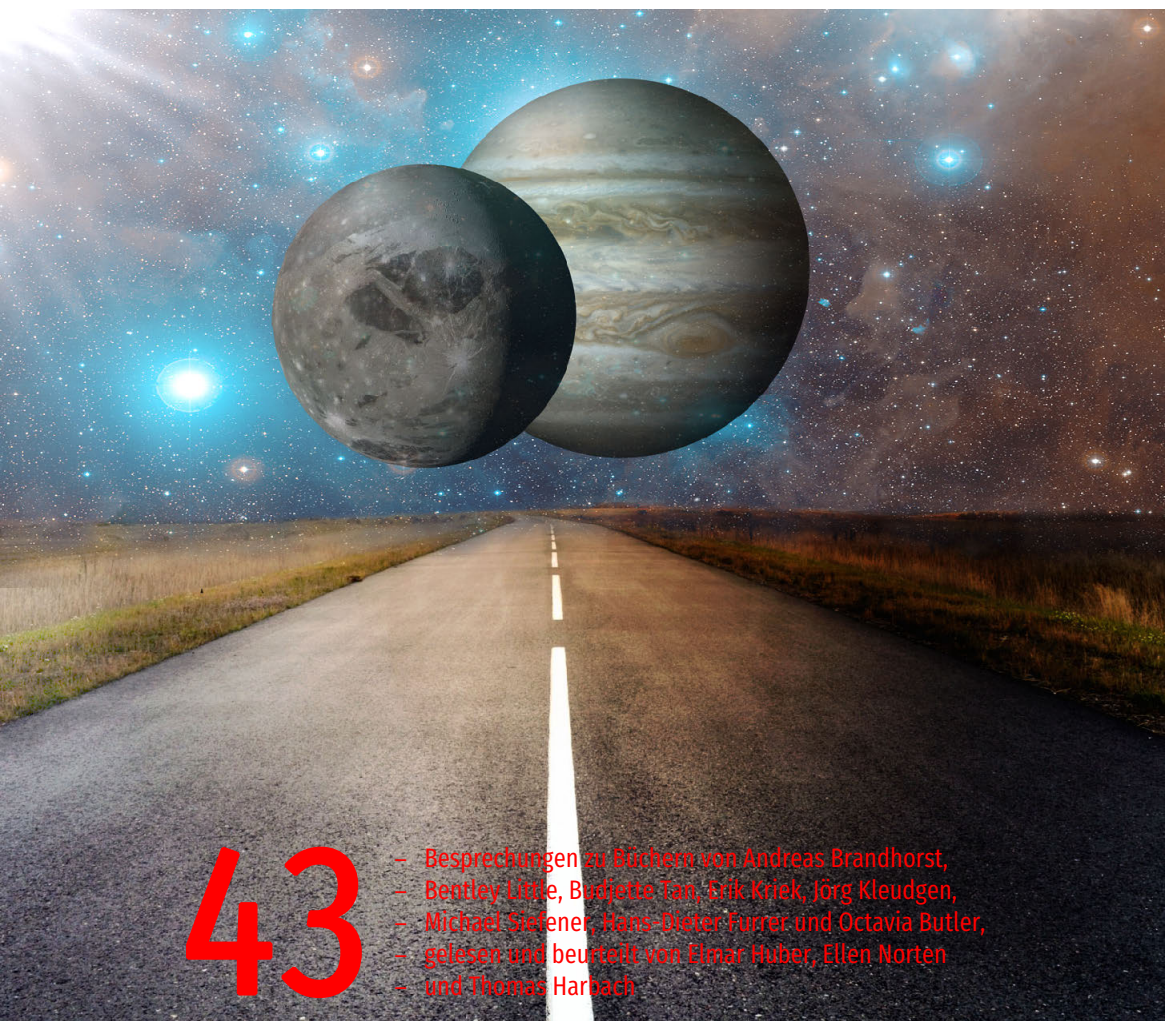


REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



43

- Besprechungen zu Büchern von Andreas Brandhorst,
- Bentley Little, Budjerre Tan, Erik Kriek, Jörg Kleudgen,
- Michael Stefener, Hans-Dieter Furrer und Octavia Butler,
- gelesen und beurteilt von Elmar Huber, Ellen Norten
- und Thomas Harbach

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 43 – August 2024

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Beate Bachmann (Pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schalungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837
ISBN: 978 3 95765 416 8

Zur Sache

Nun,

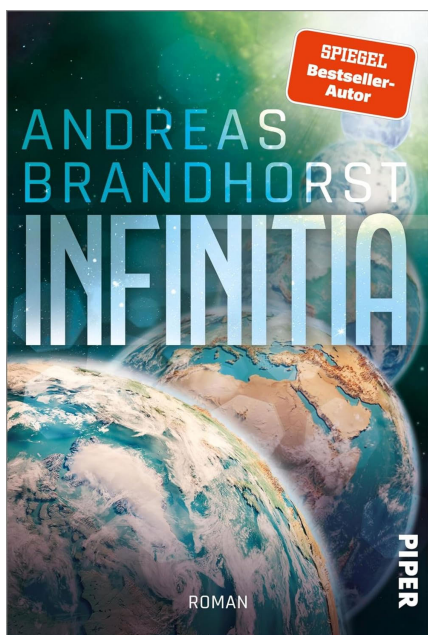
sinnigerweise gelten die Ferienmonate in Deutschland als umsatzschwache Monate, nicht zuletzt auch, was Bücher angeht. Das mag daran liegen, dass diejenigen, die jetzt in Urlaub gefahren oder geflogen sind, ihre Bücher längst gekauft haben oder sowieso von einem SUB, einem Stapel ungelesener Bücher schöpfen. Das ist in Ordnung.

Immerhin wirken sich die Ferienmonate auf die Zahl der Rezensionen, die ich für den »REISSWOLF« erhalte, nicht direkt erkennbar aus. Was hier daran liegen mag, dass die Bücher schon vor den Ferienmonaten gelesen und besprochen wurden – und de facto ist das auch so. Immerhin kann ich aber so in diesem August gleich drei Ausgaben präsentieren – nach der Ausgabe 42 und dem SPEZIAL 6 nun eben die Nummer 43. Und ganz im Vertrauen – es sind noch Rezensionen für die nächste Ausgabe 44 auf Lager.

Ob ihr nun in Urlaub gefahren oder geflogen seid oder die Erholung auf Balkonien oder in Gartenisant genießt – ich hoffe, auch diese »REISSWOLF«-Ausgabe wird auf entsprechend positive Resonanz stoßen.

Ich wünsche jedenfalls gute Erholung.

Michael Haitel
Winnert
31. Juli 2024



Andreas Brandhorst

Infinitia

Piper, Februar 2024, broschiert, 464 Seiten
ISBN 978-3492706797

Andreas Brandhorst liebt es groß, auch wenn seine Geschichten nicht immer von den Protagonisten diese Art von Größe verlangen. In »Infinitia« – seinem vorerst letzten Buch im Piper Verlag, bevor er wieder zum Heyne Verlag zurückkehrt, in dem seine zweite Schriftstellerperiode begonnen hat – gibt es nicht nur Unsterbliche und Multiversen, Raum und Zeit sind mit Einschränkungen manipulierbar und das Universum per se ambivalent.

»Infinitia« ist ein alleinstehender Roman, auch wenn der Autor Bezüge auf seinen ebenfalls im Piper Verlag veröffent-

lichten Roman »Das Schiff« eingebaut hat. Mit Einschränkungen kann ein Leser auch von einer Fortführung seiner ebenfalls im Piper Verlag veröffentlichten »Maschinenintelligenz« sprechen. Während »Das Erwachen« und »Die Eskalation« noch in der Gegenwart oder besser einer nahen möglichen Zukunft spielen, greift »Mars Discovery« auch weiter in die Zukunft vorweg. Mit viel Fantasie kann man davon sprechen, dass Andreas Brandhorst das in diesen drei lesenswerten Romanen entwickelte Szenario in eine unendlich weit erscheinende und doch mittels Kathedralen oder Piraten auch wieder greifbare Zukunft extrapoliert hat.

Seit den Achtzigerjahren bestimmt alle unter seinem eigenen Namen oder dem Pseudonym Andreas Werning veröffentlichten Geschichten die Idee einer Quest, einer Mission. Bei den als Thomas Lockwood veröffentlichten Heftromanen des Zauberkreis Verlags war Andreas Brandhorst noch handlungstechnisch breiter, experimenteller, aber auch teilweise simpler aufgestellt. Seine Protagonisten beiderlei Geschlechts werden entweder ausgesickt – teilweise unter falschen Voraussetzungen – oder sind gezwungen, sich auf den Weg zu machen. Diese Wege führen nicht immer nur durch den Raum oder besser die Räume, sondern auch die Zeiten.

In der fernen Zukunft leben auf der Erde nur noch 499 unsterbliche Menschen. Sie sind nicht die einzigen Menschen im Universum, aber die einzigen Menschen auf der Erde, geschützt von einem Cluster von Maschinenintelligenzen. In Bezug auf die angesprochene »Maschinenintelli-

genz«-Trilogie hat die KI ihr Ziel erreicht. Die Menschen sind unter einer wenig selbstbestimmten Kontrolle, denn der Tod ist relativ. Korian ist einer dieser Menschen. Mehr als sechzigtausend Jahre alt, seine Erinnerungen teilweise in den Cluster ausgelagert, hat Korian weniger eine auffällige Todessehnsucht, sondern den Drang, eine Bestimmung zu finden. Achtundzwanzig Mal hat er sich bislang umgebracht, um wieder rekonstruiert zu werden. Der Tod ist ein Kick. Von einer bestimmten Klippe sucht er sich in den Tod zu stürzen. Walter Tevis hat in seinem fatalistischen Roman schon in den Siebzigerjahren von einem perfekten Roboter, dem Einzigen seiner Art, geschrieben, der auf einer fast menschenleeren Erde der Hüter ist und sich nach dem Tod sehnt. Er will sich von einem Wolkenkratzer des mehr und mehr zerfallenen New Yorks stürzen, kann aber den finalen Schritt nicht gehen. Auch Korian tötet sich, um zu leben.

Horus, der Sprecher des Clusters der Maschinenintelligenzen, gibt ihm gegen die Überzeugung der anderen Mitglieder des Maschinentribunals eine Mission. Andere Menschen sind an diesem Auftrag gescheitert, nur einer ist wahnsinnig aus dem Stream von Parallelwelten zurückgekommen.

Es gibt unendlich viele Parallelerden. Man kann im Stream zeitlich nach oben wie nach unten gehen. Alle Veränderungen in der Vergangenheit sind von Beginn an zum Scheitern verurteilt, da die Vergangenheit bei Andreas Brandhorst die Gegenwart nicht verändern kann oder darf. Der Autor impliziert, dass die Ver-

gangenheit »geschützt« worden ist, damit sie geordnet bleibt und die angesprochenen Paradoxa nicht entstehen können.

Alle Expeditionen in die Zukunft geben dem Reisenden eine unendliche Entscheidungsfreiheit. Die Grundidee ist nicht neu. Stephen Baxter und Terry Pratchett haben vor einigen Jahren das Konzept der langen Erde entwickelt. Auch endliche Parallelwelten, die sich mittels einer simplen Maschine betreten lassen. Die Menschen können ost- und westwärts reisen. Es sind keine Reisen durch die Zeit, aber da die verschiedenen Parallelwelten sich in unterschiedlichen Entwicklungsstadien befinden, lässt sich von einer relativen Zeitreise sprechen. Erst im Laufe der Geschichte wendet sich Andreas Brandhorst von diesem Konzept ab und präsentiert eine Reise den Stream entlang, ohne die Notwendigkeit, sich auf einer Form von Erde zu befinden.

Korian soll einen Ort namens Infinitia suchen, welcher den Maschinenintelligenzen aus ihm nicht erklärten Gründen unerreichtbar ist. Von dort droht der Erde im Allgemeinen, dem Cluster und den verbliebenen Menschen eine ambivalente Gefahr. Korian nimmt einen kleinen Würfel mit, der sich wie bei der Tardis als eine Vielzahl von Räumen entpuppt, die sich über die Dimensionen entfalten. Auch das ist keine neue Idee. In der Karl May Reihe »Magischer Orient« verfügte Kara Ben Nemsis und Hadschi Halef Omar ebenfalls über ein Zelt, das »ausgeklappt« innen sehr viel größer erschien, als es die Verpackung versprach. In beiden Fällen baute es sich von alleine auf und versprach den Bewohnern nicht nur Schutz, sondern eine

komplette Möblierung. Das Zelt wird im Laufe der Handlung eher zu einer Art MacGuffin, ab und zu benutzt und dann der Not geschuldet aus der Hand gegeben.

Natürlich hat Horus – der Name ist Programm – Korian nicht alle Informationen gegeben und scheint eigene Interessen zu vertreten. Ihr Ziel ist ein roter Faden der zweiten Handlungsebene. Vor allem von Dialogen getrieben bleibt der Autor absichtlich kryptisch, um die Spannungskurve hochzuhalten und den eher durch den Stream stolpernden Korian wissenstechnisch auf Distanz zu halten. Auch diese Vorgehensweise ist in einem Andreas Brandhorst Roman nicht neu. In einigen seiner letzten Bücher führte diese Manipulation der Protagonisten und damit der Leser allerdings in ein inhaltliches Nichts, das die Auflösung am Ende der Geschichte nicht immer eine Finalisierung des eingeschlagenen Weges darstellte.

Die größte Stärke sind weiterhin die exotischen Welten, die Andreas Brandhorst sprachgewaltig schafft. Seine Dialoge sind immer bedeutungsschwer. Nicht immer entspricht die Form dem Inhalt, aber das gesprochene Wort zählt. Das macht den Einstieg in das Buch auch nicht leicht. Nicht umsonst hat der Autor ein umfangreiches Glossar seiner Geschichte beigefügt. Weniger wäre vielleicht an einigen Stellen deutlich mehr gewesen. In seinen Gegenwartsthrellern hat sich Andreas Brandhorst deutlich zurückgenommen und bewiesen, dass er wirklich spannende Geschichten über weite Strecken, aber nicht immer bis zum Finale erzählen kann. Auch hier fallen einige rote Fäden unter den Tisch. Die Geduld zahlt sich im

mittleren Abschnitt durchaus und phasenweise aus.

Korian ist ein Träumer, ein Reaktionär, der mit seiner Mission anfänglich überfordert ist, sich aber in diese Aufgabe ohne Ziel hereinarbeitet. Sein Lebenswille erwacht, er denkt nicht mehr an den nächsten Selbstmord, auch wenn seine Lebensjahre – mehr als 60.000 Jahre und 28 Selbstmorde – immer wieder betont werden. Als wenn der Leser es auf keinen Fall vergessen soll. Aber Korian ist auch eine typische Brandhorst-Figur. Kein strahlender Überheld, was positiv ist, sondern ein Durchschnittsmensch in einer nicht mehr durchschnittlichen Welt. Ein Intellektueller, kein Krieger, ein pazifistischer Zaudeurer, der Gewalt anzuwenden erst lernen muss. Kein Mensch der Technik, sondern ein Theoretiker.

Auf seiner Reise trifft er einige interessante Charaktere. Neben einem manipulierenden Opportunisten ragen die »Frauen« aus den Figuren heraus. Er trifft auf die jugendliche Ria, das erste menschliche Kind seit Äonen. Aber natürlich ist Ria kein Kind. Sie wird zu Korians Boje im chaotischen Meer des Streams. Er will sie beschützen, muss sie schließlich nach ihrer Entführung suchen und befreien. Die Piraten Luzilla ist eine Art Vampir mit Flügeln, ein fragiles Wesen, das vom Tauschen und dem Blut ihrer Opfer lebt. Sie stiehlt Lebenszeit. Korian hat mehr als genug Leben in sich. Er benötigt Luzilla, um Ria zu befreien. Wie an einigen anderen Stellen wird der naive Korian eher manipuliert. Er gibt, ohne es zu müssen, weil die anderen Wesen den gleichen Weg gehen.

Luzilla und Ria sind deutlich interessanter, faszinierender und vor allem exotischer als der stellenweise farblose Korian und der ein wenig zu schematisch entwickelte Horus angelegt. Aber Andreas Brandhorst kann über die Länge der Geschichte mit diesen beiden Frauenfiguren zu wenig anfangen und lässt sie – wie einige andere Charaktere – im chaotischen Nichts seines Multiversums buchstäblich verschwinden. Manche seiner Figuren tötet er – zu deren eigener Überraschung – aus dem Nichts und demonstriert, dass die Welten des Streams auch für Unsterbliche gefährlich sind. Abseits der ständigen Datenaufzeichnung ist ein Tod endgültig und das wird Korian drastisch vorgeführt. Allerdings fehlt der emotionale Einschlag. Stoisch geht Korian seinen Weg weiter. Treffender wäre es, wenn man davon spricht, dass Korian auf seinem Weg in eine ambivalente »Zukunft« weiter mitgerissen wird. Am Ende des Buches zeigt sich, dass Andreas Brandhorst das vielleicht nicht geplant hat, aber zumindest so umsetzt. Damit unterminiert der Autor auch die grundlegenden wie zeitlosen Themen seiner Geschichte.

Andreas Brandhorsts Science-Fiction-Geschichten sind inzwischen – höflich gesprochen – abgehoben und sollen eine Art eigene Brandhorst-»Dimensionalität« demonstrieren. In seinen in den Achtzigerjahren geschriebenen Romanen konzentrierte sich der Autor auf exotische Hintergründe, fremdartige Planeten, vor bzw. auf denen Andreas Brandhorst teilweise, wie mit einer Schablone gezeichnet, kongruente Geschichten spielen ließ. Jetzt erschafft er in seinen SF-Romanen

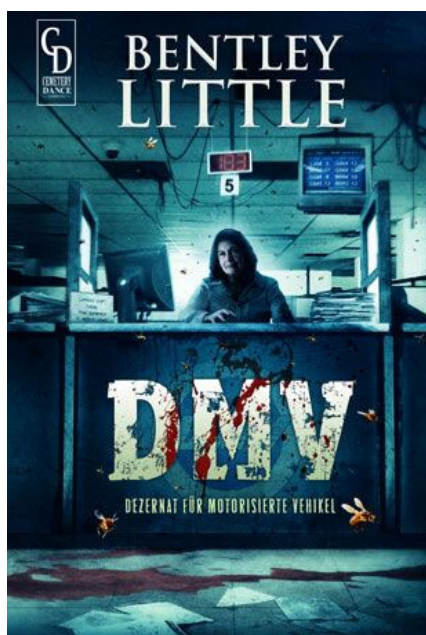
verschiedene Arten nicht nur eines, sondern des Kosmos. Die Beschreibungen wirken teilweise barock, spielen in der fernen Zukunft und greifen doch gerne auf Versatzstücke aus der menschlichen Vergangenheit zurück, die buchstäblich verformt und verfremdet werden. Seine Wesen sind überdimensional, entrückt von jeglichem griffigen Leben. In den letzten Jahren scheint sich der Autor eine Art Jüngerschaft gezüchtet haben, ein Publikum, das in diesen Welten aufgeht, ohne sie wirklich zu verstehen. Es stellt sich an einigen Stellen auch die berechnete Frage, ob der Autor seine komplexen, komplizierten und nicht immer konsequent entwickelten Welten noch versteht oder einfach nur Freude am kreativen Erschaffen hat? Andreas Brandhorst ist noch mehr als andere Science-Fiction-Schriftsteller zu einer Art »Gott« geworden, der mächtige Wesen erschafft und ihnen durch noch mächtigere, wie geheimnisvolle Überwesen wieder Einhalt gebietet. Dabei greift der Autor – positiv gesprochen – rudimentär erkennbar in seinem gotischen Überbau auf klassische Themen der Literatur zurück: Liebe und Hass/vielleicht auch Trauer. Gerechtigkeit und Strafe (für Verbrechen, welche die Leser im Grunde nicht mehr verstehen) und schließlich auch, dem eigenen Leben oder den eigenen Leben Sinn zu verleihen. Gut und Böse wären zu einfache Begriffe für die Schöpfungen, die Andreas Brandhorst kunstvoll wie verkünstelt in einer fast atemberaubenden Geschwindigkeit seinen (Stamm-) Lesern präsentiert. Wie in den Achtzigerjahren ist Andreas Brandhorst außerhalb seiner Thriller zu seinem

eigenen Kanon geworden. Seine Bücher sind gut erkennbar, sie lassen sich auf den ersten Blick leicht lesen und sind trotzdem schwer verständlich. Diese Prämissen wären alle zu akzeptieren, wenn sich nicht die Schwächen in seinem Gesamtwerk immer wieder zeigen. Brandhorst kann Szenarien entwickeln, sie aber nicht abschließen. Das Ende von »Infinitia« ist kein Höhepunkt der Geschichte, sondern der Plot verliert förmlich an Kraft und verläuft sich trotz eines sich abzeichnenden Höhepunktes in den unendlichen Leeren und nicht farbenprächtigen Welten, die Brandhorst erschaffen hat. Sinnbildbild dafür steht Korian, der neue Fliegende Holländer, vielleicht auch der zukünftige ewige Jude, der weiterwandern muss und den es nicht mehr interessiert, welche Entwicklungen er angestoßen hat.

Andreas Brandhorst hat sich am Ende von »Infinitia« im künstlichen Überbau seiner Geschichte derartig verfangen, dass er sie nicht auflösen kann oder mit Hinblick auf potenzielle Fortsetzungen nicht auflösen will. Wie bei einigen anderen Romanen aus seiner Feder ist der Weg das Ziel. Diese Reise ist interessant, fragmentarisch unterhaltsam. Staunend betrachtend der Leser wie in einer Museumsausstellung surrealistischer Kunst die Bilder, ohne die Möglichkeit zu haben, sie wirklich zu greifen. Von Verstehen kann keine Rede sein. Wie Korian möchte er gar nicht die Ausstellung oder den Stream verlassen. Die Reise soll unendlich weitergehen, um die Verarbeitung der Informationen sollen sich andere kümmern. Dieser Aspekt ist auf der einen Seite verführerisch, macht vielleicht auch süchtig,

einen Brandhorst zu lesen, frustriert aber auch die objektiven Leser, da sich Brandhorst literarisches Haus als genauso leer erweist wie Korian's kleine Haus als unendlich groß. Die größte Schwäche eines Buches, das gut angefangen hat, aber am Ende beweist, dass jede Reise mit dem ersten Schritt beginnt, am Ende auch ein überzeugendes Ziel stehen muss. Und das hat Andreas Brandhorst schlicht und ergreifend vergessen.

(Thomas Harbach)



Bentley Little
DMV – Cemetery Dance Germany 23
 (DMV, 2022)
 Aus dem Amerikanischen von Christian Jentzsch. Buchheim Verlag, Grimma, 2024, Hardcover, 456 Seiten, keine ISBN

Wie die meisten Menschen ist der Schriftsteller Todd Klein kein begeisterter Behördengänger. Um seinen Führerschein verlängern zu lassen, muss er wohl oder übel den vorgegebenen Termin des Straßenverkehrsamts (= DMV, Dezernat für motorisierte Vehikel) in Anspruch nehmen. Todd wähnt sich gut vorbereitet, doch die scheinbare Willkürlichkeit, wie innerhalb der Behörde mit ihm umgegangen wird, kostet ihn nicht nur deutlich mehr Zeit als erwartet, sondern ist erst der Anfang einer Reihe bizarrer Ereignisse, die mit dem DMV in Verbindung stehen.

Gleichzeitig bekommt Todds arbeitsloser Schwager Jorge mit Nachdruck einen Job beim Straßenverkehrsamt angeboten und macht im behördeneigenen Ausbildungszentrum einige mysteriöse Beobachtungen. Auch der junge Programmierer Zal Tombasian gerät ins Mahlwerk der Behörde. Als Mitarbeiter einer IT-Firma wird er angeheuert, die Software des DMV auf eine Expansion vorzubereiten.

Nach dem außergewöhnlichen Roman »Gloria« war die Erwartungshaltung gegenüber dem neuen Buch von Bentley Little groß. Die Inhaltsangabe von »DMV« lässt jedoch vermuten, dass der Roman lediglich eine Variation früherer Werke des Autors ist. Insbesondere erinnert die Handlung an »The Bank«. In beiden Büchern werden normale Menschen plötzlich mit einer Reihe grotesker Ereignisse konfrontiert, die alle auf eine scheinbar allmächtige Institution zurückzuführen sind. Die Intensität der Bedrohung variiert dabei zwischen ärgerlich, übergreifig, makaber und tatsächlich lebensgefährlich für die Protagonisten.

Die kafkaesk-absurde Willkürlichkeit der Ereignisse ist ein bewusst eingesetztes Stilmittel des Autors. Allerdings fehlt in »DMV« die schrittweise Steigerung der Bedrohung und eine innere Logik, die in »The Bank«, »Der Berater« und »Die Universität« vorhanden war. Stattdessen wirken die verstörenden Elemente in »DMV« völlig willkürlich und inspirationslos zusammengeschustert. Auch die Ausarbeitung der Charaktere ist erstaunlich oberflächlich geraten, sodass man als Leser den Figuren nur halbherzig folgt.

Trotzdem könnte die Aufteilung der Handlung auf drei Haupterzählstränge einiges an Spannungspotenzial bieten. Jorge und Zal haben aufgrund ihrer Positionen und Tätigkeiten Einblicke in die internen Abläufe des DMV und könnten dem System von innen heraus schaden. Leider werden diese Möglichkeiten fast sträflich vernachlässigt. Obwohl beide einige befremdliche Beobachtungen in ihren jeweiligen Positionen machen, werden diese Ideen uninspiriert aneinandergereiht, ohne dass ein ausgeprägter Spannungsbogen erkennbar ist.

Was die Ausstattung angeht, lässt der Band wieder keine Sammlerwünsche offen. Das illustrierte, auf 999 Exemplare limitierte Hardcover beinhaltet ein Signaturblatt mit den Unterschriften von Autor Bentley Little, Coverkünstler Ben Baldwin und Zeichner Glenn Chadbourne.

Fade Charaktere und eine espritlose Aneinanderreihung bizarrer Ereignisse. Gerade von Bentley Little hat man das schon besser gelesen.

(Elmar Huber)



Budjette Tan

TRESSE 1: MORD AM BALETE DRIVE

(Trese Vol. 1: Murder on Balete Drive, 2020)

Aus dem Englischen von Jens R. Nielsen
Dantes Verlag, Mannheim, 2024, Softcover,
16 x 24 cm, s/w, 144 Seiten, ISBN: 978-3-
68902-000-2

Wenn das vermeintliche Opfer eines Auto-unfalls bereits seit mehreren Jahrzehnten tot ist und in einem Kreis aus gemahlene Meerjungfrauenknochen liegt; wenn ein illegales Autorennen tödlich endet und auf dem verunfallten Wagen Hufabdrücke zu erkennen sind; wenn es eine Reihe verbrannter Leichen gibt, die jeweilige Umgebung jedoch keinen Schaden genommen hat; kurz: Immer, wenn ein Ereignis den Nimbus des Seltsamen oder Unerklärli-

chen trägt, zieht die Polizei von Manila Alexandra Trese zurate. Die Okkultistin und Clubbesitzerin hat Kontakte in alle möglichen Winkel der Stadt, die in Verbindung mit Geistern, Dämonen und bisweilen sogar den Göttern stehen. Nicht an allen diesen Orten ist sie gerne gesehen, doch ihre Fähigkeiten, ihre beiden Helfer und nicht zuletzt ihre Abstammung nötigen ihrem Gegenüber stets Respekt, Loyalität oder aber pure Panik ab.

Mit Alexandra Trese hat Autor Budjette Tan eine Art weibliche Version von John Constantine geschaffen, die sich mit den Wesen der philippinischen Folklore auseinandersetzen muss. Dabei kombiniert der Autor auf unfassbar lässige Art und Weise moderne Ideen mit dem traditionellen Götterglauben seines Landes. Urbane Legenden, gestaltwandelnde Dämonen, übermütiger Götternachwuchs, heilige Artefakte, alles wird beherzt, temporeich und ganz selbstverständlich kombiniert. So wirken die Fälle wie moderne »Akte X«-Folgen, die nach und nach ihren Handlungsanker in der philippinischen Mythen- und Sagenwelt offenbaren.

Im Fokus stehen die Einzelfälle, sodass selbst die Hauptfigur (noch) nicht näher beleuchtet wird. Die Andeutung einer Backstory verrät immerhin, dass unsere Heldin die mindestens dritte Generation von Trese-Familie ist, die sich auf Manilas düsteren Pfaden bewegt. Eine interessante Ergänzung sind dabei die Seiten aus dem Tagebuch von Alexandras Vater, Alexander Trese, die zu jeder Episode passend eingefügt werden und dem Leser eine Erklärung der Wesen liefern, die in der jeweiligen Geschichte eine Rolle spielen.

Zeichnerisch präsentiert sich »Trese« in absolut bestechenden Schwarz-Weiß-Bildern, die sich künstlerisch auf beeindruckender Höhe bewegen und gleichzeitig ein ordentliches Tempo vermitteln. Kajo Baldesimo spielt gekonnt mit Zeichenstil und Panelaufteilung. Manga-Stil mit starken Kontrasten wechselt sich mit filigran schattierten Bildern ab. Oft sind mehrere Elemente in einem Bild verwoben oder ganze Handlungsmontagen als stimmungsvolle Splashpage-Collagen umgesetzt.

»Mord am Balet Drive« beeindruckt auf ganzer Linie. Story und Umsetzung machen definitiv Lust auf weitere Abenteuer von Alexandra Trese. Band 2 ist für August 2024 angekündigt. Die Serie ist eine klare Empfehlung für alle Fans von okkulten Ermittlern.

Neben der Standardausführung als Softcover ist über den Verlag auch eine auf 222 Exemplare limitierte Hardcoverversion erhältlich.

(Elmar Huber)

Erik Kriek

DIE GRUBE

(De Kuil, 2023)

Übersetzung aus dem Niederländischen von Katrin Herzberg

Avant Verlag, Berlin, 2024, Hardcover, vierfarbig, 132 Seiten, ISBN: 978-3-96445-106-4

Nach dem Unfalltod ihres Sohnes steht die Ehe von Hubert und Sarah Gruber unter einer andauernden Belastungsprobe. Die unverhoffte Erbschaft eines abgegangenen Anwesens scheint für den Architekten



und die Malerin die Chance auf den notwendigen Neuanfang zu sein. Zu dem Grundstück gehört eine umfangreiche Waldfläche, die kurz zuvor von einem verheerenden Sturm in Mitleidenschaft gezogen wurde, wobei einer der größten Bäume entwurzelt wurde. In dem so entstandenen Erdloch sammelt sich eine schwarze Flüssigkeit, was zusammen mit dem wild verwachsenen Wurzelwerk des Baumes eine bizarre Szenerie ergibt. Die Symbole, die in die umgebenden Bäume eingeritzt sind, verstärken die mysteriöse Aura der Stelle.

Besonders Sarah, die aufgrund des Traumas immer noch labil ist, kehrt in ihren Gedanken und Träumen immer wieder zu der Grube zurück.

Mit »Die Grube« begibt sich der niederländische Comic-Künstler Erik Kriek nach seinen Lovecraft-Adaptionen »Vom

Jenseits ...« erneut aufs Horror-Terrain, wenn auch der Ursprung des Schreckens hier moderne Züge aufweist und vornehmlich im Geist der Haupt-Protagonistin zu suchen ist.

Für den Genre-Fan bietet die Graphic Novel jedoch nichts Neues. Alles, was sich – ausgehend von dem rätselhaften Wasserloch – im Wald und im Haus der Grubers abspielt, hat man schon anderswo gesehen. Prinzipiell muss das nicht schlecht sein, doch richtig zünden will die Erzählung auch nicht.

Dies beginnt mit den Protagonisten, die weder besonders sympathisch noch einnehmend gezeichnet sind. Empathie für die beiden will nicht aufkommen. Während es Hubert offenbar leichter fällt, das Trauma hinter sich zu lassen, und sich wieder ein gänzlich Eheleben wünscht, mäandert Sarah in sich gekehrt und immer noch psychisch labil durch die Gegend und wünscht sich nichts mehr, als ihren Sohn zurückzubekommen. Ein Wunsch, der bald zum Einfallstor für düsterere Kräfte wird, wie es bereits »Friedhof der Kuschtiere« gezeigt hat.

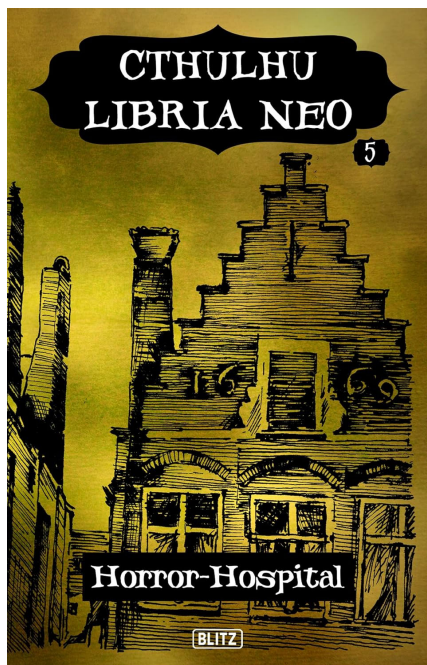
Während das Schauerlevel ansteigt, bieten sich zwar einige überraschende Momente, doch werden diese gar nicht gebührend ausgespielt, sondern von den hölzernen und oberflächlichen Dialogen eher wieder abgeschwächt.

Der grafische Stil ist sehr düster ausgefallen. Schwarz getuschte, zackige Schattenflächen, zwischen denen eine sehr reduzierte und blasse Farbpalette Einsatz findet. Mit der titelgebenden Grube und dem darüber liegenden, tentakelhaften Wurzelwerk des gefallenen Baums (siehe Cover)

hat Erik Kriek ein starkes und originelles Bild geschaffen.

»Die Grube« bietet leider wenig Neues. Die Versatzstücke sind bekannt, die Charaktere uninteressant, die Erzählweise belanglos.

(Elmar Huber)



Jörg Kleudgen (Hrsg.)

Cthulhu Libria Neo 5: Horror-Hospital

Band 36, Story-Magazin, exklusive Sammler-Ausgabe, 210 Seiten, Taschenbuch

Unter dem Begriff »Krankenhäuser« präsentiert Jörg Kleudgen zum fünften und letzten Mal ein besonderes Jahrbuch zur dunklen Fantastik im Blitz-Verlag. Die In-

haltsangabe auf dem Klappentext passt allerdings nicht ganz zum Inhalt dieses Taschenbuchs. So finden sich nur zwei Interviews in dieser Ausgabe. Jörg Kleudgen und Arthur Gordon Wolf sprechen ausführlich mit dem Übersetzer und Verleger Joachim Körber. Joachim geht erst auf die Kunst des Übersetzens ein, dem Gefühl der Sprache ein. Anschließend spricht er über die verlegerischen Herausforderungen im Vergleich zum Autor. Der Titel ist provokativ »Das Büchermachen ist heute völlig entzaubert« und spricht desillusioniert, allerdings auch ein wenig einseitig aus Joachim Körbers Seele. Die Edition Phantasia ist einer der ersten Kleinverlage in Deutschland gewesen. Ein außergewöhnliches Programm, das vor allem die Sammler angesprochen hat. Inzwischen gibt es viele Kleinverlage (die Technik macht es möglich) mit entsprechenden Programmen. Es ist eher der Schritt in den Bereich des Paperbacks und der Massenvermarktung, der schwerer auf der exklusiven Seele der Edition Phantasia lastet, denn mit diesem Schritt musste sich Joachim Körber auch dem stationären Buchhandel und seiner immer schlimmer werdenden Zahlungsmoral oder den Vorstellungen der Buchhändler stellen. Das gemeinsame Gespräch und weniger klassische Interview gibt aber einen guten Einblick in das Verlagswesen sowie die Schwierigkeiten, im Genre zu überleben.

Jörg Kleudgen stellt mit Graeme Phillips einen Autodidakten vor, der ein Fanzine erst herausgegeben hat, mit welchem er ansonsten nicht die Voraussetzungen der Mitgliedschaft und damit dem Bezug anderer Fanmagazine erfüllt. Inzwischen

gibt Phillips nicht nur länderspezifische Fanzines – Norwegen wäre eines der nächsten Ziele – mit Texten aus den jeweiligen Ländern heraus, sondern hat sich als Lovecraft-Experte international etabliert. Auch Texte von Jörg Kleudgen haben auf diese Art und Weise den Weg ins Ausland gefunden. Graeme Phillips spricht offen, immer noch enthusiastisch und ein wenig verwundert über die eigenen Anfänge. Computerprogramme haben die Grundübersetzung von Texten aus Sprachen geliefert, die Phillips niemals gelernt hat. Anschließend ging er diese groben Übersetzungen mit den entsprechenden Wörterbüchern durch. So entstanden die ersten Arbeiten. Ein wunderbarer Blick aus der Gegenwart in eine Zeit, als das Erstellen von Fanzines noch harte Arbeit gewesen ist. Im Falle von Graeme Phillips liegt das nicht einmal lange in der Vergangenheit.

Der Ton der Kurzgeschichten ist sehr unterschiedlich. Christopher Müller eröffnet den Reigen mit einer von ihm selbst illustrierten Kurzgeschichte: »Doktor Nimmerlein« leitet das örtliche Krankenhaus. Er ist morgens immer der Erste. Plötzlich sieht er eine Gestalt im Nachthemd über das Gelände wandeln und hört Musik aus einem Klavier, an dem niemand spielt. Der Autor hält das Tempo hoch, der schleichende Wahnsinn Nimmerleins wird effektiv beschrieben. Der Leser will nur den Auslöser wissen. Ein Geheimnis, das der Autor nicht verrät, aber nicht nur bei dieser Geschichte lauert das Grauen im Keller.

Deutlich humorvoller – wenigstens zu Beginn – ist Thomas »Gus« Backus »Die wilden Geschichten des Onkels«. Der On-

kel liegt mit einem gebrochenen Bein im Krankenhaus und erzählt wilde Abenteuer-geschichten, wie er sich das Bein gebrochen hat. Seinem Bettnachbarn wurde nach einem Schlangenbiss im örtlichen Zoo das Bein amputiert. Als der Onkel sagt, was die Krankenschwestern und Ärzte in dieser Anstalt mit den amputierten Gliedmaßen im Keller anstellen, ist die Neugierde geweckt. Der Leser weiß wie bei Christopher Müller nicht, ob die Begegnungen im Keller real oder der angestachelten, bei Doktor Nimmerlein kranken Fantasie entsprechen. Die überzeugten Erzählungen des Onkels lockern erst die Atmosphäre auf, bevor der Junge dem Grauen im Keller begegnet.

Die längste und beste Geschichte stammt von Arthur Gordon Wolf. »0,9 Sekunden« ist die Maßeinheit für eine persönliche Ewigkeit. Die Grundidee stammte – ungewöhnlich für eine Horror-Geschichte aus dem Film »Contact« mit Jodie Foster. Im Krankenhaus lernt der Protagonist eine Frau kennen. Beide haben sich Beine gebrochen. Das Nikotin bringt sie zusammen. Sie erzählt ihm ihre tragische Geschichte, die Jagd nach einem Augenblick mit ihrer Tochter. Eben die im Titel angesprochenen 0,9 Sekunden. Sein Geheimnis behält er lange zurück. Erst am Ende der Geschichte erfährt der Leser seinen Lebensweg. Auch wenn die beiden tragischen, dreidimensionalen, so verletzlichen und besessenen Charaktere ein Merkmal verbindet, könnten sie nicht unterschiedlicher sein. Arthur Gordon Wolf nimmt sich den Raum, nicht nur die beiden Figuren gut zu entwickeln und sie selbst einmal gegenüber dem anderen

Kranken, später auch gegenüber dem Leser etwas zu erzählen, was an Besessenheit, ab Obsession erinnert und doch in dieser sachlich nüchternen Art und Weise gänzlich überzeugend ist.

»Genius Loci: Sebaldsbrück« von Denis Vidinski ist keine Geschichte. Es sind aneinander gereihete Impressionen, vermischt mit subjektiven Erinnerungen. Die Bilder sind stimmungsvolle Fotografien. Denis Vidinski gibt in seinem Kleinverlag eine Reihe von Heften heraus, die alle von stimmungsvollen Linoldrucken begleitet werden. Die Texte ergänzen sich gut mit den Fotos, aber die eigentliche Kunst sind die wundervollen, fast handgefertigten Drucke, die letzte Veröffentlichung war ein kleines Heft mit Gedichten von C. A. Smith.

Eine Reihe von Büchern werden vorgestellt. Elmar Huber lässt in »Das Arkham-Sanatorium« neben kurzen Zusammenfassungen der vorgestellten Texte vor allem die Autoren selbst sprechen. Auf der einen Seite kann der Leser erkennen, welche Intentionen die Autoren gehabt haben, auf der anderen Seite vermisst der Leser aber auch eine tiefer gehende Betrachtung der vorgestellten Werke. Auch die Rezension zu Joe Zybells Tom-Percifal-Novellen in der »Vampir« Reihe des Zaubermond Verlags wirkt ein wenig ungeordnet, als wenn Elmar Huber Schwierigkeiten hat, sich in die Texte einzuarbeiten.

Ebenfalls ambitioniert, aber unglücklich strukturiert ist Thomas Ulbrichs »vergessener Bücherschrank«. Die Inhaltsangabe – in diesem Fall wird der als Taschenbuch noch leicht zugängliche Roman »Medusa« von Edward Harold Visiak vorgestellt – ist viel zu ausführlich und die

anschließende Kritik zu oberflächlich, als das sich der Leser wirklich einen Eindruck von dieser Geschichte machen kann. Wer das Buch in Gänze lesen möchte, sollte nur die abschließenden Bemerkungen Thomas Ulrichs lesen.

Rainer Zuch setzt sich mit den Irrenanstalten/ Krankenhäusern in drei von Thomas Ligottis Kurzgeschichten auseinander. Der Titel »Mit Thomas Ligotti im Irrenhaus« fasst das Werk des Amerikaner nur unzureichend zusammen, denn mehr und mehr verschwindet Rainer Zuchs Argumentation folgend der Wirklichkeit aus dem eher schmalen Kurzgeschichtenwerk des Autors und macht dem Irrsinn, dem Abgrund, in den alle starren, aus dem sie angestarrt werden, Platz. Deutlich besser ausbalanciert zwischen Information und Kritik, angereichert mit einer Reihe von entsprechenden Zitaten anderer Kritiker ist dieses Essay inhaltlich einer der Höhepunkte dieser Ausgabe.

Auch Marius von der Forst geht in seinem Essay auf Krankenhäuser bzw. Ärzte in Lovecrafts Werk ein. Der Autor schlägt den Bogen zu Lovecrafts eigener Jugend mit seinen früh verstorbenen Eltern und der eigenen Schwächlichkeit. Im Laufe des Essays hat Mark von der Forst aber ein kleines inhaltliches Problem. Krankenhäuser sind bei Lovecraft nicht zwingend Orte des Schreckens – das wäre noch akzeptabel -, aber in vielen seiner Geschichten sind es Wissenschaftler und nicht Ärzte, welche sich auf die Suche nach dem Unbekannten machen. Hier biegt der Autor die literarischen Vorlagen ein wenig zu sehr, um ausreichend Fleisch für seinen Artikel zu erhalten.

Ein wichtiger Schwerpunkt – der Titel ist ja Programm und Verpflichtung zugleich – ist die Beschäftigung mit H. P. Lovecrafts Werk. Rainer Zuch setzt sich intensiv mit den grafischen Adaptionen von Lovecrafts Werk auseinander, bei denen der Doppelband »Berge des Wahnsinns« dank Francois Barangers cineastischen Bildern herausragt. K. R. Sanders schreibt über den »Sound der Alten«, es ist anscheinend der dritte Teil einer Serie. Der Autor geht auf die technische wie auch die inhaltliche Qualität der Musikstücke ein. Allerdings fehlt diesem Essay eine fundamentale Grundmeinung.

Jörg Kleudgen verabschiedet mit dieser fünften Taschenbuchausgabe seines Magazins auf einem hohen Niveau. Die Geschichten sind alle drei gut, eine sogar überdurchschnittlich. Viele der Artikel sind informativ und lesenswert. Alleine zwei bzw. drei der Buchvorstellungen weisen etwas zu Oberflächliches oder zu viel Inhalt und zu wenig Gehalt auf. Das Taschenbuch ist reichhaltig illustriert und die Zeichnungen/Bilder harmonisieren sehr gut mit dem Inhalt dieses kleinen Jahrbuches der Fantastik, das nicht nur Lovecraft-Anhänger ansprechen wird.

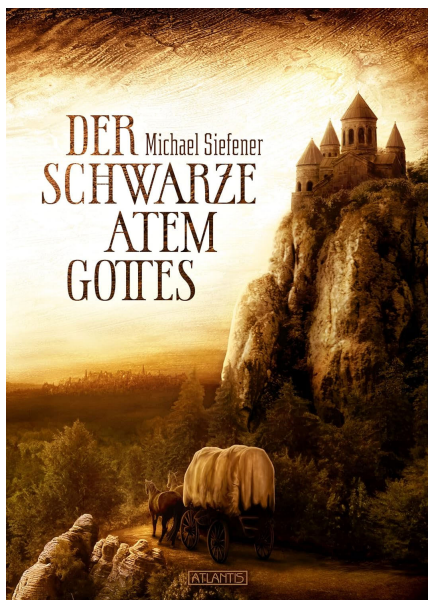
(Thomas Harbach)

Michael Siefener

Der schwarze Atem Gottes

Atlantis Verlag Guido Latz, März 2022, Seitenzahl der Print-Ausgabe: 505 Seiten

Michael Siefeners 2022 entstandenen Epos »Der schwarze Atem Gottes« ist angesichts des Szenarios – es geht um nicht weniger als den Weltuntergang und die



Geburt des eigentlichen Messias –, der handelnden Personen von einem hinsichtlich seines Glaubens ins Wanken geratenen jungen Mönchs bis zu einem Gaukler mit unheimlichen Fähigkeiten und dem authentisch herausgearbeiteten Hintergrund, dessen historisch realer Schrecken alle übernatürlichen und an Lovecraft angelehnten Schrecken in den buchstäblichen Schatten stellt, wahrscheinlich sein reifster Roman. Auf keinen Fall seine kommerziellste Arbeit. Dazu ist das Buch zu sperrig, zu dunkel, zu brutal und doch auch angesichts der ruhigen, aber nicht langweiligen Plotentwicklung auch verführerisch faszinierend. Aber ein Buch, das tief in die abgrundtief böse Seele der Menschen schaut und fast zynisch distanziert berichtet, wie wenig Respekt der Mensch als Teil eines Mobs vor

anderen Menschen oder besser Mitgliedern anderer Religionen hat.

Michael Siefener promovierte mit seiner 1992 als Privatdruck veröffentlichten Arbeit »Hexerei im Spiegel der Rechtstheorie« (Das crimen magiae in der Literatur von 1574 bis 1608), und in diese Zeit fällt auch die Geschichte.

Pater Hilerius ist der kirchliche Zeuge in zahlreichen Hexenprozessen. Zusammen mit seinen beiden jungen Mönche Suitbertus – eher naive Seele in einem kräftigen Körper – und Martin zieht er zu einem neuen Gerichtsort. In der Zwischenzeit wird sein Klosters überfallen und bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Die Banditen suchen Pater Hilerius, um ihn zu ihrem Herrn zu bringen: der Graf Albert von Heilingen. Dieser hat ein ungesundes Interesse an Pater Hilerius. In diesen Strudel aus Ereignissen wird der junge Mönch Martin gerissen. Anfänglich fest davon überzeugt, dass er seinen Pater aus jeder Gefahr retten muss, lernt er in Maria die wahre Liebe in Zeiten der Hexerei, aber auch der Juden Progrome kennen.

Michael Siefener hat seine Geschichte vielschichtig aufgebaut. Der zugrunde liegende erste Plot ist eine Story, die sich eng an H. P. Lovecraft anlehnt. Eine Macht aus dem ambivalent beschriebenen Jenseits will die bestehende Ordnung vernichten und bedient sich williger Helfer wie dem angesprochenen Graf Albert von Heilingen. Eine kleine Gruppe von Menschen muss über sich selbst hinauswachsen, um die Pforte ins Jenseits zu schließen. Im Gegensatz zu H. P. Lovecraft hat Michael Siefener deutlich pervertierte

Vorstellungen dieser Pforte und wie geöffnet bzw. geschlossen werden muss. In dieser ersten Handlungsebene mischen sich neben kabbalistischen Orgien auch übernatürliche Wesen wie der Inkubus oder der Sukkubus. Die Sexzenen sind drastisch, pervers und gleichzeitig auch erotisch. Wenn es den Helden nicht gelingt, dem im Titel angesprochenen »schwarzen Atem Gotts« aufzuhalten, ist die Welt bzw. die bestehende Ordnung verloren. Angesichts der Brutalität und des Chaos fragt sich der Leser allerdings, ob es wirklich ein Verlust ist.

Die zweite sehr realistische und dadurch auch extrem unangenehme, aber historisch gut recherchierte Handlungsebene sind die Hexenprozesse. Auch hier präsentiert Michael Siefener eine ganze Abfolge von hochnotpeinlichen Befragungen durch die Folterknechte der Städte unter der strengen Beobachtung der Kirche. Dabei sind nicht nur Frauen Opfer, sondern Michael Siefener steigt mit den Lesern gleich zu Beginn in den Folterkeller, um einen Hexer zu befragen, der allerdings angesichts der Folter wahrscheinlich an Herzversagen stirbt. Es ist das erste Mal, dass Martin mit Pater Hilerius brutaler Seite konfrontiert wird. Später kommen noch neben den sexuellen Demütigungen der als Hexen verhafteten Frauen einige Folterszenen und lange Aufenthalte in den dunklen feuchten Verliesen hinzu. Auch Martin wird wie Maria Opfer der Folter und muss seinen eigenen Glauben prüfen lassen. Aber ein Geständnis oder die Denunziation einer anderen Hexe oder eines anderen Hexers sind nicht das Ende der Marter.

Die Szenen sind brutal. Auch wenn Michael Siefener auf sadistische Exzesse wie einige Splatterfilme der Siebzigerjahre verzichtet, will er seinen Lesern ein realistisches Bild dieser Zeit und ihrer seltsamen Ansicht von Recht und Ordnung vermitteln. Viele seiner Romane konzentrieren sich auf den psychologischen Horror. Seine Figuren sind sich nicht sicher, ob sie den Verstand verlieren oder nicht. »Der schwarze Atem Gottes« ist in dieser Hinsicht ein Balanceakt, da die meisten Bedrohungen aus dem Hier und Jetzt kommen. Die übernatürlichen Exkurse wirken dagegen fast zurückhaltend.

Als Drittes sind es die übernatürlichen Szenen. Mit sadistischer Freude dreht Michael Siefener die Geschichte um den Messias, um den Erlöser um gute einhundertachtzig Grad. Das beginnt mit der potenziellen Zeugung durch einen jüdischen Priester, der seit seiner Geburt mit einem besonderen Kainsmal gezeichnet ist, aber keine Sekunde wusste, dass seine Eltern Juden und damit sein eigener Glaube auf tönernen Füßen aufgebaut ist. Es ist nicht die einzige Figur, die im Laufe der Geschichte mehrmals beinahe ihr Leben, aber viel mehr seine bisherige Existenz verliert. Dabei geht Michael Siefener sehr geschickt vor. Auch wenn die Geschichte keinen übernatürlichen Erzähler hat und sich auf mehreren Handlungsebenen anspielt, ist es dem Leser lange Zeit unmöglich, einzelne Lager wirklich zu definieren. In dieser dunklen Vergangenheit gibt es im Grunde nur Graustufen. Und das gilt relativ schnell auch für den unbefleckten wie unbedarften Martin, der in sexueller Hinsicht eine turbulente Aufklärung er-

fährt. Bis zum Finale sind die Fronten eher spärlich abgeklärt und die finale Konfrontation findet während eines der brutalsten Judenpogrome im Prag unter der Herrschaft Rudolph II. statt. Selbst gejagt müssen Martin und Maria zusammen mit dem ambivalenten Gaukler Federlin für die Zukunft der Menschheit oder zumindest eines Teils der Menschheit kämpfen. Bei Michael Siefener nicht nur ein schwieriges, sondern auch unmöglichen Vorgehen.

Der Reigen der übernatürlichen Szenen reicht von den schon angesprochenen schwarzen Messen mit übernatürlichen Erscheinungen bis zu Schlägen, die aus den Feuern der Scheiterhaufen hervorschießen. Die Pforte hat eine besondere Gestalt und ist sich ihrer Mission bewusst. Am Ende ist es der Kampf gegen eine »Kreatur«, die Lovecrafts Fantasie entsprungen sein könnte, auch wenn sie von Michael Siefener mit viel Freude modernisiert und dann wieder in die Vergangenheit zurückversetzt worden ist. Viele der übernatürlichen Szenen wirken wie dunkle Visionen, wie Kumulationen der verführerischen Albträume, die Sucht erregend sind. Michael Siefener lässt die Szenen isoliert gegeneinander stehen, er liefert keine Erklärungen. Das gilt bis zum Epilog, in dem er auf wenigen Seiten zumindest für einen der Protagonisten einen Kreis schließt.

Die übernatürlichen Szenen sind sehr routiniert in den historischen Kontext eingebaut und lenken auch nicht von der Handlung ab. An keiner Stelle hat der Leser das Gefühl, als wenn sie um ihrer selbst willen eingebaut worden sind. Es

gibt einige Michael-Siefener-Romane, die in der fantastischen Eifel spielen, in denen die stringenten Handlungen auch ohne die übernatürlichen Exkurse funktioniert hätten. Hier sind sie notwendig, um den schmalen Grat zwischen menschlicher Dummheit und Naivität sowie die Verführung sowohl durch die Kirche als auch die Teufelsanbeter aufzuzeigen. Auch wenn beide Seiten Erlösung in den jeweils jenseitigen Welten versprechen, handelt es sich nur um Schall und Rauch. Den übernatürlichen Szenen steht der schon angesprochene realistisch entwickelte Hintergrund gegenüber. Neben der fragwürdigen »Justizerei« beschreibt Michael Siefener diese Epoche ausgesprochen lebendig. Dabei unterbricht der Autor nicht die laufende Handlung. Viele wichtige Informationen werden in erster Linie über Dialoge vermittelt und weniger über ausufernde Erklärungen. Dabei dienen unterschiedliche Charaktere stellvertretend für den Leser als Empfänger der Informationen. Diese mittelalterliche, immer noch archaische Welt mit ihrer von oben nach unten durchgereichten Gewalt kann der Leser förmlich riechen, schmecken und im metaphorischen Sinne anfassen. Vielleicht sprechen die Figur ein wenig zu modern für die damalige Zeit, aber mit einer umständlichen blütenreichen Sprache der Obrigen und der Mundart der unteren Gesellschaftsschichten hätte Michael Siefener den Lesern vielleicht zu viel zugemutet. Ein ähnlich historisch realistischer und doch fantastischer Roman ist Rolf Krohn vor einigen Jahren mit »Der Stern von Granada« gelungen. Beide Bücher präsentieren eine lebendige Geschichte,

sind minutiös entwickelt und vor allem im sprichwörtlichen Sinne lebendig, auch wenn sie eine Zeit beschreiben, welche der Leser wie die Autoren nur aus sekundärliterarischen Quellen kennen.

Michael Siefener hat in seiner langen Karriere immer wieder vom Leben herausgeforderte und schließlich auch gezeichnete Figuren entwickelt, die sich auf ihren schweren Wegen nicht entmutigen lassen. Am Ende der Geschichten sind die keine Helden. Sie können froh sein, überhaupt am Leben zu sein. Sie sind von ihren Abenteuern gebrandmarkt; sowohl an ihren Körpern als auch ihren Seelen. Aber nicht selten finden sie irgendwie und irgendwo eine Art von inneren Frieden.

Der junge Mönch Martin ist dafür ein klassisches Beispiel. Er lässt sich auch leicht durch den Buchfreund in »Das Schattenbuch« ersetzen oder den heimlichen Briefeschreiber aus einer von Michael Siefeners besten und gleichzeitig auch schwierig zu definierenden Geschichten: »Der Ballsaal auf der anderen Seite des Mondes«. Martin ist stark im Glauben, er vertraut seinem Pater und möchte die Welt nicht unbedingt kennenlernen. Gegenüber anderen Menschen ist er eher naiv, gegenüber Frauen scheu und verklemmt. Die Folter eines aus seiner Sicht eher durchschnittlichen Mannes; die Verdrehung der Antworten und die emotionale Gleichgültigkeit, mit welcher Pater Hilerius die Aussagen passend macht, schockieren ihn. Später macht er sich auf die Suche nach seinem entführten Vorgesetzten, auch wenn er immer mehr erkennen muss, dass Pater Hilerius möglicherweise nicht die Rettung der Welt, sondern

das finale Puzzlestück zu dessen Untergang sein könnte. Michael Siefener beschreibt seinen Martin ausgesprochen ambivalent. Einige Kritiker stellen heraus, dass Martin manchmal heldenhaft handelt, dann aber wieder ein Feigling ist. Die ihn heimlich liebende Maria verwundert diese Ambivalenz auch. Sie spricht sie sogar direkt an. Aber Martin scheint spontan zu handeln. Er hat keinen Plan, er kann ausschließlich reagieren. Das macht es ihm nicht leicht, zum strahlenden Helden zu werden.

Pater Hilerius hat unter seiner Kutte ein furchtbares Geheimnis, das er in seinem gegenwärtigen Kloster verbergen konnte. Es ist eine dieser absonderlichen, vielleicht auch abscheulichen Wendungen, die Michael Siefeners Text mehr an den modernen Horror eines Brian Yuzna angegliedert, als dass Lovecraft alleine das Vorbild sein könnte. So weit ist der amerikanische Autor nicht gegangen. Aber diese zwei Seelen in einer Brust machen Hilerius auch zu einem ungläubigen Peter, der tief erschüttert in seinem Glauben gleichzeitig durch die ihm zugewiesene Aufgabe aber über seinen kirchlichen Status hinauswachsen könnte. Hilerius wird von einer dominanten Figur mehr und mehr zu einem Puzzlestück, das zwischen den einzelnen Fronten hin und her getrieben wird. Immer wieder zeigt er seine Loyalität gegenüber dem ihm lange Zeit treu ergebenen Martin, wobei diese Sklaventreue eher opportunistisch ist. Hilerius ist kein Sympath. Das soll er auch nicht sein. Dadurch hat der Leser weniger Mitleid als vielleicht beabsichtigt, als er von seinem Glauben buchstäblich abfällt und

in das dunkle Nichts der »Gottlosigkeit« fällt, aus dem er als ein neuer »Vater« wieder auferstehen soll. Selten ist die Deonstruktion und pervertierte Wiederauf-erstehung einer Figur auf wenigen Seiten intensiv beschrieben worden.

Maria trägt ihren Namen zu Recht. Anfänglich eine noch relativ junge, für die damalige Zeit mit vierundzwanzig Jahren aber auch »alte« Frau hat sie das Überleben in den Städten, Dörfern und auf der Straße gelernt. Die Begegnung mit Martin ändert ihren Charakter nicht gleich, aber in dem scheuen, verklemmten Mann findet sie einen Seelenverwandten, der nicht gleich auf brutalen Sex oder Vergewaltigung aus ist. Die beiden Figuren nähern sich vorsichtig, wobei in erster Linie Martin immer wieder die Initiative ergreifen muss. Eine emotionale Verstimmung zwischen den beiden wichtigen Protagonisten wirkt allerdings aufgesetzt.

Federlin könnte das radikale Element sein. Ein Gaukler, ein Zauberer, vielleicht sogar mehr als ein Mensch, der auf zwei Missionen für unterschiedliche Herren unterwegs ist. Lange Zeit agiert er opportunistisch. Mit seinen »Zauberkräften« – so macht er seine Helfer während der brutalen Verfolgung und Vernichtung der Juden im Prager Getto unsichtbar oder hilft Maria auf dem Scheiterhaufen mit magischem Pulver – ragt er aus der kleinen Gruppe von Antihelden heraus. Er scheint mehr zu wissen, als er sagen kann oder will. Er scheint – an einer sehr langen Leine – seinen eigenen Plan zu verfolgen. Er hat das Schicksal der Welt, die Verhinderung des Ausbruchs des »schwarzen Atem Gotts« im Blick, auch

wenn er hinsichtlich des Epilogs mit einer weiteren Wendung beide Augen zukneift. Federlin wirkt wie die Elfen in einer Urban Fantasy, die viel mehr können als sie zu zeigen bereit sind. Sie interessieren sich weniger für die Mitmenschen, die sehr eher arrogant von oben betrachten; sind aber auch treue Diener und Helfer auf den Missionen, die sie von unbekanntem oder im Hintergrund agierenden »Herren« übernommen haben, während sie ihren ersten Auftraggebern gegenüber die Loyalität nur heucheln.

Der große Antagonist wäre der brutale Graf Albert von Heilingen, der sich die Geburt eines neuen Messias und eines anderen Zeitalters wünscht. Er ist der dunklen Magie ergeben, betet Satan an – ein laufender kleiner Gag, dass niemand wirklich Satan dienen will, der impliziert maßlos von den Sterblichen überschätzt wird – und will sich für die kommenden Äonen positionieren. Dabei geht es rücksichtslos vor, ist aber auch nur ein weiterer Spielball von Mächten hinter den Kulissen.

Um diese fünf mehr oder minder Hauptpersonen hat Michael Siefener eine literarische »Schauspieltruppe« positioniert, welche den Untergang der bisherigen Welt verhindern oder beschleunigen will. Alle erhalten ihre Momente des Ruhms, wobei insbesondere bei der ersten Befreiung des Paters für Unschuldige erhebliche Risiken eingegangen werden, welche in keinem Verhältnis zur Gegenleistung stehen. Aber bevor zu viele Unschuldige sterben, präsentiert Michael Siefener eine von vielen überraschenden, aber überwiegend auch in sich selbst konsequenten Wendungen der Handlung.

»Der schwarze Atem Gottes« ist ein mittelalterlicher fantastischer Roman, der in einem modernen, präzise pointierten Erzählstil, aber zufriedenstellenden Exkursen in die mittelalterliche Sprache eine überzeugende Atmosphäre schafft, in welche sich die übernatürlichen Szenen genauso einpassen wie die brutalen Exzesse der Vergangenheit, wobei die Ausschreitungen im Prager Judenviertel auch durch die präzisen, aber nicht exzessiven Beschreibungen jegliches Gruselement mühelos an die imaginäre Wand drücken.

Michael Siefener unterstreicht mit dem vorliegenden Buch wieder seine Ausnahmestellung, auch wenn er damit kein großes Publikum erreicht oder erreichen wird. Aber das scheint nach vielen Jahren und nur einer kommerziellen Veröffentlichung in einem Großverlag – »Nonnen« als Nachdruck bei Heyne – auch nicht mehr seine Absicht zu sein. In erster Linie schreibt er die Geschichten, die er selbst lesen will und erfreut damit eine kleine, aber treue Fanbasis. »Der schwarze Atem Gottes« ragt durch den mittelalterlichen Hintergrund und vor allem das große Thema aus seinen anderen Romanen sperrig und kantig heraus, aber es lohnt sich, mit ein wenig Geduld durch den auf der einen Seite rasanten, auf der anderen Seite aber über die verschiedenen Handlungsebenen auch sehr komplexen Handlungsaufbau hindurchzublicken in ein Mittelalter, das vielleicht realistischer beschrieben worden ist als in manchem Geschichtsbuch. Mit einem Mönch als Helden wider Willen und einer Diebin wie opportunistischen Prostituierten, die immer treuer an seiner Seite steht. Und verhindern müssen sie

nicht weniger als die Geburt des eigentlichen Messias, denn der »erste Versuch« ist mehr eine Abbitte des Judentums gewesen. Das klingt wie einige antijüdische Bemerkungen der Protagonisten und die angesprochenen Brutalitäten vor allem in der heutigen Zeit provokant wie rassistisch, aber Michael Siefener versetzt keine Geschichte der Gegenwart in die Vergangenheit, sondern macht die Vergangenheit mit den von ihm beschriebenen Tatsachen, allerdings der angesprochenen ironischen Wendung lebendig. Und gegen die vergangene Geschichte lässt sich nicht argumentieren.

(Thomas Harbach)

Hans-Dieter Furrer

**DIE GEHEIMNISVOLLE SPHINX
und andere fantastische Geschichten**
AndroSF 198

p.machinery, Winnert, April 2024, 172 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 391 8, E-Book: ISBN 978 3 95765 727 5

Mit Hans-Dieter Furrer betritt ein weiteres Mitglied der Literatengruppe »Phantastischer Oberrhein« – gegründet von Jörg Weigand – die Bühne der p.machinery mit einer eigenständigen Anthologie, bestehend allerdings aus seinen vielen Beiträgen zu den »Phantastischen Miniaturen« der Bibliothek aus Wetzlar und anderen Nachdrucken. In der Vielzahl der hier vertretenen Beiträge kann der Leser aber gut ablesen, dass Hans-Dieter Furrer sich trotz der thematischen Vorlagen der fantastischen Miniaturen einen eigenen Kanon erschrieben hat. In einem ruhigen, beinahe phlegmatischen, aber stets atmo-



sphärisch überzeugenden und dichten Stil schreibt er über fantastische Elemente nicht selten im alltäglichen Leben, deren Wahrheitsgehalt weder die Erzähler noch die Leser wirklich überprüfen können.

Der Schweizer Furrer ist 1942 in Rüti geboren worden. Wie Jörg Weigand in seinem Nachwort feststellt, hielt er sich zur gleichen Zeit wie Weigand in Paris auf, ohne dass sich die beiden Science-Fiction-Fans begegnet sind. Furrer arbeitete viele Jahre als Werbetexter in einem Versandhaus und ist älteren Fans als einer der Mitarbeiter des Filmmagazins »Vampir« bekannt. Zwischen 1972 und 1982 berichtete er insbesondere von internationalen fantastischen Filmfestivals aus ganz Europa. Anschließend arbeitete er an der Zeit-

schrift »Moviestar« mit. In seinem auch als Vorwort gut zu lesenden Nachwort geht Jörg Weigand auf den Autoren, aber auch auf die gemeinsame langjährige Freundschaft und den gleichzeitigen Aufenthalt in Paris ein, über den Hans-Dieter Furrer auch im Geburtstagsbuch zu Weigands 80. geschrieben hat. Jörg Weigand hat den lebenslangen Einfluss seiner Monate in Paris in einem im Verlag Dieter von Reeken veröffentlichten reichhaltig bebilderten Band niedergeschrieben.

Hans-Dieter Furrer liebt die Kunst vor allem in Form von Ausstellungen. Hier kommt es zu einer Reihe von magischen Begegnungen, die sich in unterschiedlichen Konstellationen abspielen. In der Titelgeschichte besucht der Erzähler ein Museum in Paris und trifft auf eine besonders geheimnisvoll wirkende Sphinx. Durch eine zufällige Berührung wird er aus seiner Umgebung gerissen, später in Lebensgefahr gebracht. Die Auftaktgeschichte ist eine Hommage an die fantastischen Geschichten aus einer gänzlich anderen Zeit, die Lars Dangel oder Robert N. Bloch in ihren Anthologien gesammelt haben.

»Madame Delvaux« geht in die andere Richtung, Auch hier ist es am Ende einer Reise von Paris – hier spielt »Die geheimnisvolle Sphinx« – nach Brüssel der Besuch in einer Kunstaussstellung, welche den Erzähler berührt. Er begegnet in seinem Lieblingscafé einer geheimnisvollen Dame, die ihm vertraut vorkommt. Auch wenn die Pointe hervorsehbar ist, lebt die Geschichte von der ein wenig kitschig verträumten Atmosphäre.

Eine unheimliche Vision/Verwandlung; eine möglicherweise sich unter den Men-

schen bewegende gemalte Frau. Da ist es konsequent, mit der dritten Geschichte »Die Einladung« den anderen Weg zu gehen. Ein Mann besucht jeden Mittwoch das Museum und verharrt vor einem Bild. Eines Tages hat er den Raum verlassen, ohne dass einer der Aufseher es bemerkt hat. Auch hier ist die Pointe klar erkennbar, aber Hans-Dieter Furrers Figuren erscheinen in einzelnen Geschichten so zerbrechlich, dass der Leser ihrem Schicksal beiwohnen möchte.

In der vierten Story mit künstlerischem Hintergrund »Sehnsucht« verhält es sich ein wenig anders. Möglicherweise ist der Erzähler wie Jack Finneys Protagonisten in den beiden Romanen durch die Zeit gereist, als er eine Panoramaausstellung besuchte. Verzweifelt sucht er einen Mann, einen Techniker, der ihn wieder in die Gegenwart zurückbringen kann. Diese Reise basieren auf optischen Illusionen, vielleicht auch auf Wunschträumen. Aber wie viele andere Geschichten dieser Anthologie basieren sie eher auf Stimmungen denn auf Fakten. »La Contessa« spielt in Triest, das Hans-Dieter Furrer ja jedes Jahr für die fantastischen Filmfestspiele besucht hat. Der Erzähler begegnet einer auffälligen, adlig wirkenden Frau und ihrer Begleiter, die nächstens in einem besonderen Wagen abreisen. Der Erzähler ist der Ansicht, hinter dem Wagen steckt viel mehr. Es sind diese technischen Ideen, welche Furrer eher impliziert andeutet als extrapoliert.

Dagegen zeigt »Im Spiegellabyrinth« wieder eines Brüsseler Jahrmarkt den Besucher ihre persönliche Zukunft bzw. deren Aussehen in zehn, zwanzig, dreißig

und schließlich fünfzig Jahre. Aber die Illusion des Spiegelbilds und die »Wirklichkeit« fließen in dieser anderen Art von Zeitreise bitterböse in der Pointe zusammen. Als Science-Fiction-Idee präsentiert Hans-Dieter Furrer in »Spiegelspiele« die Ausgangsprämisse. Eine junge Frau findet einen besonderen Spiegel mit einem Anschaltknopf auf dem Flohmarkt und beginnt mit ihrem Äußeren zu experimentieren. Der Leser ahnt, dass die Geschichte nicht gut enden kann.

In »Das auferstandene Kirchenschiff« manifestiert sich die unbelebte Vergangenheit in der Gegenwart. Dabei muss es sich anscheinend um besondere Orte handeln. Zwei Männer haben diese Phänomene in unterschiedlicher Stärke erlebt. Allerdings lässt sich die Vergangenheit in dieser melancholischen Geschichte auch nicht zwingen.

»Cathedral Club« ist eine Art konstruiertes Triptychon mit zwei sehr bekannten Teilen. Eine Teufelerscheinung sorgt für die Einmauerung des Teufels in der Kirche, siebenhundert Jahre später wird ein Nachtclub eröffnet und weckt den Teufel und sein Gefolge. Am Ende begegnet anscheinend eine der Besucherinnen der Eröffnungsnacht in einer späteren Zeit im nach dem Brand umgebauten Gebäude anscheinend wieder dem »eingeglasten« Teufel. Die Geschichte bietet wenig neue Ideen, das Ende ist pragmatisch und die drei Handlungsbögen harmonieren eher der Konstruktion geschuldet miteinander.

Hans Dieter Furrer konzentriert sich in »Fata Morgana« auf eine der Schlüssel-szenen in Karl Mays »Durch die Wüste«. Der Ritt durch das Schott, den Salzsumpf.

Kara Ben Nemsî und Hadschi Halef Omar durchleben einige Visionen in dieser kurzweiligen Miniatur.

In einer zweiten Geschichte – ursprünglich auch in den »Phantastischen Miniaturen« aus Wetzlar erschienen – verbindet Hans-Dieter Furrer Karl Mays Protagonisten Kara Ben Nemsî und Hadschi Halef Omar mit Jules Vernes unsterblichen Geschichten. Roburs Aeroflot ist auf dem Weg zu einem Erfinder in der Wüste gestrandet. Es gelingt ihnen, das Luftschiff wieder flott zu machen, und Karl Mays Protagonisten fahren zum ersten Mal in die Luft zu dem angesprochenen Erfinder, der mechanische »Menschen« herstellt. Auch wenn die Miniatur ein wenig länger ist als andere typische Vignetten, verlangt der Plot förmlich nach mehr Raum und wirkt angesichts der zahlreichen guten Ideen viel zu konzentriert dargestellt. Sie bleibt ein literarisches Stillleben voller Potenzial zurück.

»Nebelkrähen« stammt aus dem Wetzlaer »Goethe« Doppelband. In zwei Situationen lernt Goethe die Schlauheit der Krähen stellvertretend für den Leser kennen. »Die gespielte Frau« stammt aus der ersten Phantastischen Miniatur. Die Autoren sollten einen bestimmten Satz in ihren Geschichten verwenden. Auch hier spielen Vögel eine wichtige Rolle, wobei der Titel schon das meiste über den Plot verrät.

»Drachenfeuer« ist ein Märchen aus einer der thematisch interessantesten fantastischen Miniaturen mit dem Thema Brandschutz. Die in einem isolierten Tal lebende, aus der Zeit gefallene Brandschutzgilde hat eine besondere Aufgabe. Die pointierte Idee trägt sehr viel zur me-

lancholischen Stimmung dieser Miniatur bei. »Das wundersame Puppenhaus« ist eher eine Momentaufnahme eines kleinen Mädchens, das zum ersten Mal mit dem Puppenhaus der Oma spielen darf.

»Der Teich« könnte mit viel Fantasie die erste Science-Fiction-Geschichte dieser Sammlung sein. Aus dem Nichts heraus erscheint eine seltsame Blume von einem Teich umgeben in seinem Garten. Sie erinnert ihn an die Bilder von Hieronymus Bosch. Später tritt der Erzähler im Kelchinneren eine besondere Reise an. Der Text wirkt surrealistischer als die ersten Geschichten, aber diese fremdartige Stimmung passt zu diesem pflanzlichen First Contact. In »Beim Italiener« nutzt der Autor eine wirklich alte Idee der Science-Fiction – wie so oft in den Miniaturen – belässt er es bei Andeutungen, um die frischen Waren zu erklären, mit denen der Gastwirt seit vielen Jahren seine zahlenden Gäste verwöhnt. Es sind die einfachen Dinge, das fast Alltägliche, das Furrer mit einer fantastischen Möglichkeit vermischt.

»Das schlaflose Haus« ist eine von mehreren Geistergeschichten. Ein Mann wird gebeten, kostenlos gerne in dem verlassenen Haus zu nächtigen, allerdings vertreiben ihn schließlich die nächtlichen Geräusche. In »Nächtlicher Besuch« ist die Ehefrau der Meinung, dass jemand sich im Haus befindet. Die Erklärung ist auf den ersten Blick für einen Besuch fantastisch nachvollziehbar, aber nicht für eine Reihe von möglicherweise übernatürlichen Phänomenen.

Neben Kunst versus Realität sowie Geistern hat Hans-Dieter Furrer auch Interesse an Löchern. In »Das merkwürdige

Mauseloch« erinnert die Idee an »Alice im Wunderland«, wobei sich Mythen – niemals einen Holunderbusch abholzen – mit Fantasie – selbst ein Hund kann im Mauseloch verschwinden – mischen. Bei »Die dunkelste Ecke« geht es um die im Titel angesprochene dunkelste Ecke im Keller, die wie ein Vakuum allen Müll oder Schrott förmlich aufsaugt. Der Leser ahnt den Plotverlauf, aber wie in der vorangestellten Geschichte konzentriert sich Furrer eher auf Stimmungen denn ausführliche Erklärungen. Auch »Grünzeug« gehört irgendwie in diesen Bereich. Die Pointe basiert auf einem klassischen Kommunikationsproblem zwischen Mensch und Pflanze. Die Ausgangsprämisse ist allerdings ein wenig spärlich entwickelt.

Auffallend sind nicht nur wegen der Zusammenstellung »Doppelungen«. So spielen »Im Hotel gegenüber« und »Eine Nacht in Nancy« in Hotels. Die Plots könnten allerdings trotz der Nutzung fantastischer Sujets nicht unterschiedlicher sein. Hans-Dieter Furrer lässt in der ersten Geschichte seinen heimlich das Hotel gegenüber beobachtenden Erzähler ganz bewusst auf Hitchcocks »Das Fenster zum Hof« verweisen, während eine seltsame Tür in einem Hotel die Neugierde des Gastes erweckt. Bei einem Spaziergang scheint er auf ein Wesen getroffen zu sein, das möglicherweise auch im Hotel nächtigt, während im Hotelzimmer gegenüber in der ersten Geschichte aus einem möglichen Thriller eine Science-Fiction-Parodie wird.

»Das Geheimnis der schwarzen Katze« und »Katzenfutter« sind eine weitere Doppelung. Ein Nachbar beobachtet eine

schwarze Katze mit einem wertvollen Halsband auf dem Gelände einer an sich seit Jahren verlassenen Villa. Später sieht er auch eine schöne, exotisch wirkende Frau. Der Leser ahnt schon, wie alles zusammenhängen könnte. »Katzenfutter« könnte eine Variation der später noch vorgestellten Geschichte »Ein Polarforscher im Tiefkühlfach« als moderne Lili-put-Variante sein. Nachbarskatze fühlt sich insbesondere auf dem Dachboden sehr wohl und macht dort seltsame Beute, bis der Spieß umgedreht wird. Insbesondere in diesen Geschichten zeigt sich Hans-Dieter Furrers erzähltechnisches Augenzwinkern, der eine absurde Idee mit der notwendigen Ernsthaftigkeit erzählt. »Katzenfutter« lässt sich nebenbei auch in die Kategorie der seltsamen Löcher, die in einer Vielzahl von Furrers Geschichte eine Rolle spielen, einordnen. Der Leser weiß nie, was die Protagonisten auf der einen Seite erwartet.

Eine weitere Gruppe von Miniaturen handeln von Wortspielen oder Begriffen. »Der Druckfehlerteufel« sucht einen alten Schriftsetzer heim. Auch wenn die Drucktechnik sich weiterentwickelt hat, bleiben die kleinen heimtückischen Wesen mit den roten stechenden Augen immer präsent. »Der Polarforscher im Tiefkühlfach« ist einer dieser liebenswerten Miniaturen, in denen das Absurde plötzlich zum Realen wird. Ein Mieter findet im Tiefkühlfach seines Kühlschranks neben den abgelauften Fischstäbchen einen Polarforscher mit Zelt, kleinem Flugzeug, später einem Iglu, der minutiös und genau nicht nur die Fischstäbchen untersucht, sondern die Dicke der Eisschichten in diesem Kühl-

schrankschrankfach. Nebenbei beantwortet Hans-Dieter Furrer auch die Frage, ob das Licht im Kühlschrank bei geschlossener Tür ausgeht oder nicht. Die Solarzellen sind der entsprechende Beweis.

Träume spielen in vielen seiner Geschichten teilweise als Tagvisionen eine wichtige Rolle. In »Der Klarträumer« gibt es eine Verbindung zwischen den Träumen und der Realität. Dabei manipuliert eine Gesellschaft die unliebsamen Hintergrundeffekte aus den Träumen der Betroffenen heraus. Mit fatalen Folgen für die Wirklichkeit. Die Grundidee ist nicht neu, die Umsetzung eher stringent und die Pointe klar zu erkennen. Hans-Dieter Furrers Version wirkt ein wenig zu mechanisch, zu sehr auf den Punkt konstruiert, während er bei anderen Texten teilweise deutlich verspielter und deswegen auch überzeugender agiert.

»Im Paradies« beschreibt die Flucht aus einer ökologisch zerstörten Welt in die virtuelle Welt. Allerdings kann der Protagonist der Realität nicht entkommen. Auch hier zeigen sich die gleichen Schwächen wie in »Der Klarträumer«.

Hans-Dieter Furrer liebt Filme. Das zeigen schon seine Festivalberichte für die »Vampir«-Magazine. »Totholz« ist eine Anspielung auf den heute kaum bekannten Film »Die Hellstorm Chronicles« mit der Idee, dass die Insekten eine atomare Auseinandersetzung mutiert, aber fast unbeschadet überstehen könnten. Wie »Recycling« leidet »Totholz« unter einer guten Ausgangsbasis, die nicht zufriedenstellend aufgrund der Kürze des Textes und weniger der mangelnden Fähigkeiten des Autors extrapoliert worden

ist. Der in »Recycling« nach Afrika verschickte intelligente Elektroschock kommt auf eine bestimmte Art und Weise in einer Kombination aus »Transformers« und japanischen Monstren – allerdings verhalten sich diese Kreaturen seltsam menschenfreundlich angesichts ihrer Spur der Vernichtung – nach Europa zurück. Zumindest lässt der Autor seine Geschichte auf einer pointiert ironischen Note enden.

Zu den humorvollen Texten gehört »Braumeister Robby«. Ein Roboter soll zukünftig das Bierbrauen übernehmen. Er ist auf alle möglichen Bierarten programmiert, nur fehlt ihm anscheinend die Seele, um dem Bier die besondere emotionale Würze zu geben. Die Geschichte ist lustig, die Prämisse allerdings ein wenig verklärt, da die menschliche Note unerklärbar ist und auch nicht erklärt wird. »Herzblut« schlägt in die gleiche Kerbe. Nur organisiert ein Schustermeister seinen eigenen Nachfolger, für den er angeblich zwanzig Jahre Modell gestanden hat. Fortschritt gibt es nur mit nostalgischer Wehmut. In »Der Fehltritt« treibt Hans-Dieter Furrer diese Entwicklungen auf eine perfide Spitze. Ein Mann fällt vom Transportband – ein rollender Teppich – und wird von den entsprechenden Robotern aussortiert und in eine entsprechende Verwahrzelle für Fundstücke gebracht. Die »Rettung« erfolgt durch einen Trick, der zu einem intellektuellen Perpetuum mobile wird. Diese Miniatur basiert auf dem Begriff der »Gnurks«, also muss er auch entsprechend verwandt werden. Im Vergleich zu einigen anderen Miniaturen ist die Pointe allerdings nicht im Vorwege erkennbar und basiert auf grundsätzlicher

Logik, die Furrer seinem Braumeister und seinem neuen Schusterknecht in ihren neuen Tätigkeiten einbringen, denen aber das Herz am rechten mechanischen Fleck fehlt. Auch »Die Reparatur« folgt den bei »Rettung« etablierten Parametern. Die Roboter folgen stoisch ihren Aufgaben, wobei es in dieser perfekten Zukunft kein Reparieren, sondern nur noch ein Austauschen gibt. Dann ist der »Selbst ist der Mann« Mensch hilflos dem stoischen Willen einer voll automatisierten Gesellschaft unterworfen. Auch »Roboter machen keine Selfies« reiht sich in diese kleine Phalanx von Geschichten ein. Der zum Mars vorausgeschickte Roboter »Tarrantula« soll eine Kuppelsiedlung für die menschlichen Astronauten bauen. Durch einen Programmierirrtum oder einen Hackerangriff führt er die Aufgabe perfekt und doch nicht brauchbar aus. Auch wenn die Idee gut und beginnend mit dem Titel lustig ist, zeigt die Geschichte auch einige Schwächen. Der Plot baut keine wirkliche Spannungskurve auf. Das »Problem« wird relativ schnell ohne Dramatik gelöst. Peter Weir hat in »Der Marsianer« sehr viel mehr Energie auf Problemlösungen verwandt. Wie einige andere Miniaturen könnte der Plot als längere Kurzgeschichte mit deutlich mehr Wendungen und Spannungsbögen sehr viel mehr überzeugen. Auch »Der Mann im Mond« nutzt eine alte Science-Fiction-Idee, welcher Hans-Dieter Furrer angesichts der Kürze des Textes zu einer lakonischen Pointe führt. Manchmal werden Sehnsüchte erfüllt, wobei sich die Ausgangsidee – der Mann im Mond muss sein Ziel immer im Auge haben – nur auf dem Papier überzeugend

anfühlt. Man sollte davon ausgehen, dass die Wetterkarte keine unbekannte Gleichung ist.

»Fliegerjacke« ist titeltechnisch auch Programm. Ein Modellbaubastler kauft eine besondere Jacke aus einem besonders leichten Stoff, die über eine besondere Eigenschaft verfügt. Tragisch ist, dass ein Riss in der Jacke fatale Folgen hat. Das offene Ende bietet sehr viel mehr Potenzial als die sich flüssig lesende, aber auch irgendwie distanziert geschriebene Miniatur.

»Fluchtgefahr« setzt auf eine sehr alte Idee. Die Menschen erhalten viel Geld, um später in Snufffilmen ihr Leben zu lassen. Bis zum Drehbeginn können sie ihrem Elend entkommen. Natürlich glauben sie auch nicht an das Risiko, bei den Dreharbeiten sterben zu können. Diese Einstellung erscheint ein wenig verbohrte. Bis zum Drehbeginn können sie ihrem Elend entkommen. Die Geschichte ist zwar routiniert geschrieben, verläuft aber leider sehr mechanisch.

Einige der letzten hier gesammelten Miniaturen lassen sich gut inhaltlich mit konträren Perspektiven zusammenfassen. In »Fremde Kulisse« wacht ein Mann in einer fremden, aber auch perfekt aufgebauten Umgebung auf. Der Leser ahnt, dass hier eine Idee aus der »Twilight Zone« Serie und der zugrunde liegenden Kurzgeschichte recycelt wird. Bei »Strandgut« landet ein Raumschiff von unter Wasser lebenden Außerirdischen auf der Erde. Basierend auf dem tragischen Kommunikationsmissverständnis zu Beginn kann der Leser den weiteren Handlungsverlauf schon erahnen. In »Metamorpho-

se« landet ein Raumschiff auf einem fremden Planeten voller Düfte. Der Kontakt zur Expedition reißt ab und die Nachfolger machen eine überraschende Entdeckung, auf welche Hans-Dieter Furrer die Leser schon vorbereitet hat. In »Symbiose« präsentiert Hans-Dieter Furrer mit dem alten irdischen Sprichwort »Gegensätze ziehen sich an« auch eine perfekte Zusammenfassung dieser Geschichte. Bei der Entdeckung eines neuen Planeten und nach der Landung begegnet eine Roboterdrohne einem der Planetenbewohner. Mit ungewöhnlichen Konsequenzen.

»Im Asteroidengürtel« ist eine Hommage vor Monika-Niehaus-Geschichten um und aus Donnas Kaschemme, die inzwischen auch einen Band mit Miniaturen im Rahmen der p.machinery-AndroSF-Reihe erhalten hat. Die Raumfahrer finden im Kuipergürtel plötzlich riesiges, im All treibendes Obst. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht in Maul, auch wenn die Geschichte weder über Erklärungen verfügt – nicht unbedingt notwendig – noch einen wirklich zufriedenstellenden Plot.

Rainer Schorm hat das Büchlein neben dem Titelbild auch illustriert. Seine Grafiken passen zu den Miniaturen und lockern die Geschichten auf. Das Fazit ist nicht ganz leicht zu ziehen. Der größte Teil der hier gesammelten Storys sind Miniaturen für die »Phantastische Bibliothek« mit einem vorgegebenen Sujet und vor allem strengen umfangstechnischen Richtlinien. Daher wünscht sich der Leser, dass einzelne Miniaturen umfangreicher und dadurch auch inhaltlich vielschichtiger gewesen wären. Sobald Hans-Dieter Furrer vor allem im ersten Teil der Sammlung freier schreiben

kann, zeigt sich ein feiner Stilist mit einem Gespür für die richtige Mischung aus Fakten, Fiktion und Anspielungen auf klassische unheimliche Vorbilder. In der Verbindung von eigenen Reisen, Kunst und seltsamen Begegnungen entwickelt Furrer einen eigenen inhaltlichen und technischen Stil. Seine Figuren sind nicht selten mit einem Augenzwinkern charakterisiert und dieser Unglaube springt auch auf die Leser über. Mit diesem Fazit soll nicht zum Ausdruck gebracht werden, dass die Miniaturen dieser Anthologie qualitativ durchgehend schlechter sind. Das Gegenteil ist der Fall. Dank pointierter Dialoge und skurriler Ausgangssituationen lassen sich die Mehrheit der Miniaturen auch unabhängig von den Themenbänden überzeugend und kurzweilig unterhaltend lesen. Wenn Hans-Dieter Furrer aber zur grundlegenden Prämisse keinen direkten Bezug gefunden hat, greift der Schweizer ein wenig zu sehr in die Versatzstückkiste und präsentiert kurze Plots, deren Ende zu weit im Voraus zu erkennen ist und deren Pointe eher distanziert schematisch erscheinen als das sie wirklich nachhaltig überzeugen können. Daher empfiehlt es sich, »Die geheimnisvolle Sphinx« eher über einen längeren Zeitraum zu lesen und den einzelnen Miniaturen die Zeit zum Reifen zu geben, damit sie nicht wie das vom Roboter Robby gebrauchte Bier zu seelenlos und mechanisch gebraut erscheinen.

(Thomas Harbach)

Fantastisch sind die Geschichten und beginnen im Hier und Jetzt. Ein Mann öffnet das Eisfach seines Kühlschranks und entdeckt dort einen Polarforscher. Der winzi-

ge Wissenschaftler geht akribisch seiner Arbeit nach; Tage, Wochen ist er beschäftigt. Doch dann muss das Eisfach abgetaut werden. Was geschieht?

Ein kleines Mädchen steht vor ihrem Puppenhaus, schrumpft und tritt ein und steht nun vor einem noch winzigeren Puppenhaus, das das ursprüngliche Puppenhaus ziert. Sollte sich darin ein weiteres Puppenhaus befinden?

Furrer hat ein Faible für kleine Gestalten und lässt in *Strandgut* ein zwei Meter großes Raumschiff mit winzigen Außerirdischen im Wasser landen. Die kleinen Gestalten sind all den Gefahren ausgesetzt, die andere Meeresbewohner auch bedrohen ...

Die Geschichten sind kurz, fünfundvierzig an der Zahl und eignen sich gut als Bettlektüre. Gewisse thematische Schwerpunkte lassen sich erkennen. Neben Stories, die Bezug zur Gegenwart zeigen, gibt es futuristische Elemente oder es geht in die Vergangenheit.

Im Oktober des Jahres 1797 weilte Goethe im schweizerischen Stäfa. Bei einer Fahrt über den Zürichsee zur sagenumwobenen Insel Ufenau kam plötzlich unvermutet dichter Nebel auf. Waren es wirklich die Nachfahren der Krähen Meinrads, die den Kahn zum sicheren Ufer führten, indem sie Holzsplitter als Richtungszeiger einsetzten? Meinrad der Einsiedler wurde im neunten Jahrhundert von zwei Räufern überfallen und getötet. Seine Krähen verfolgten die Mörder so lange, bis diese ihre schaurige Tat gestanden. Mythos und Wirklichkeit, Furrer liefert hier noch kurze Hintergrundinformationen und verweist auf das Gasthaus »Zu den zwei Raben«

auf der Insel, die sicher einen Besuch wert ist und bei dem vielleicht die klugen Vögel zu beobachten sind.

Hans-Dieter Furrer blendet auch unbequeme Tatsachen nicht aus. Bei der titelgebenden Geschichte um *Die geheimnisvolle Sphinx (Sphinx mystérieux, Charles van der Stappen, Königliches Museum für Kunst und Geschichte Brüssel, eine Farbfotografie der Skulptur bereichert die Geschichte)* geht es bei einem Museumsbesuch um das mörderische Erbe der belgischen Kolonialzeit. Der Proband will das Geheimnis um die extravagante Jugendstil-Skulptur erfahren und sieht in einem Tagtraum die brutale Kolonialherrschaft, aber auch die feine Gesellschaft, die sich an den Ausplünderungen im Kongo labt, vor sich. Doch dann bleibt es nicht bei bloßen Bildern. Begegnet er der schwarzen Königin der Elefanten, die sich an den Elfenbeinjägern rächt?

Mein Museumsbesuch liegt jetzt schon etliche Jahre zurück. Drei verheilte aber gut sichtbare Narben laufen schräg über meinen linken Oberarm. Sie sind eine bleibende Erinnerung an die geheimnisvolle Sphinx. Manchmal röten sie sich stärker und beginnen zu brennen. Dann kehren die Bilder von den Gräueltaten im Kongo zurück. S. 12

Bei *Recycling* wird es brandaktuell. 50 Millionen Tonnen Elektronikschrott jährlich landen zurzeit in Afrika. Zunehmend wird hier auch künstliche Intelligenz enthalten sein. Was, wenn sich die Elemente durch die KI selbstständig formieren und als unaufhaltsame und zerstörerische

Schrottlawine auf unsere westliche Welt zurollen? Die Geschichte darf bildlich wie übertragen verstanden werden.

Allen Geschichten ist gemein, sie sind gut recherchiert, ausgesprochen fantasievoll, originell und gewürzt mit schweizerischem Charme. Sie bieten in ihrer Zusammenstellung einen besonderen Lesespaß und hervorragende Unterhaltung.

(Ellen Norten)

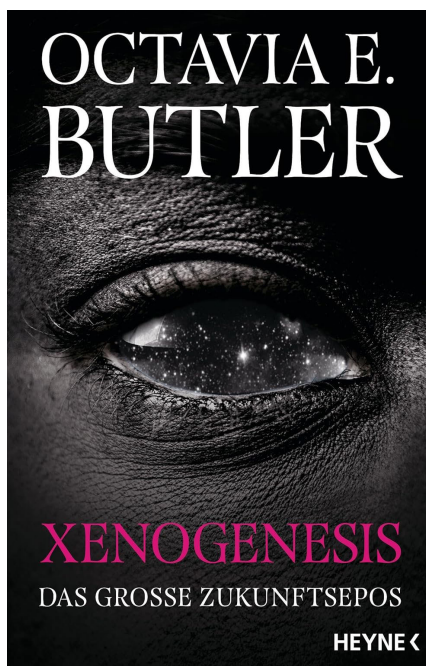
Anm.d.Red.: Diese Rezension erscheint auch auf www.kultura-extra.de/literatur/rezensionen/buchkritik_Furrer_DieGeheimnisvolleSphinx.php

Octavia Butler

Die Xenogenesis-Trilogie
(Xenogenesis)

Heyne Verlag; Neuauflage, Juli, ISBN 978 3 453 32228 8

Der Heyne Verlag legt Octavia Butlers »Xenogenesis«-Trilogie zum dritten Mal in ihrem Verlagsprogramm neu auf. Ursprünglich erschienen die drei Romane unter den Titel »Dämmerung«, »Rituale« und »Imago« 1991 als einzelne Taschenbücher. Eine erste Neuauflage erfolgte 1999 unter dem passenden und einen wichtigen Aspekt der Außerirdischen preisgebenden Titel »Die Genhändler«, bevor der Verlag im Jahre 2024 die Trilogie noch einmal unter dem Sammelnamen der amerikanischen Zweitaufgabe »Xenogenesis« neu auflegte. Vorher ist in den USA ein weiterer Sammelband mit dem bezeichnenden Titel »Lilith's Brood« erschienen, nach der wichtigsten Protagonistin des ersten Buches bezeichnet.



Die drei von Octavia Butler zwischen 1987 und 1989 geschriebenen Romane verbinden ihre erste große »Patternist«-Serie auf eine erstaunliche Art und Weise mit der abschließend von ihr nicht mehr beendeten »Parable«-Serie, von denen sie nur zwei Bücher fertigstellen konnte. Aus der »Patternist«-Serie übernimmt sie die Idee einer Manipulation der Menschen. Dieses Mal nicht durch einen narzisstischen Unsterblichen namens Doro, der eine Überraschung züchten möchte, sondern durch den auf den ersten Blick wohlmeinenden Einfluss einer außerirdischen Rasse, welche die Reste der Menschheit nach einer atomaren Auseinandersetzung von der ökologisch sterbenden Erde gepfückt haben.

Im Interview mit Charles Brown für das Locus Magazin (Juni 2000) sprach Octavia Butler von ihrer Grundidee: »I was pretty despairing when I began the *Xenogenesis* books. This was back during the first Reagan administration, when the guy was talking about ›winnable‹ nuclear wars, ›limited‹ nuclear wars and all that. It scared me that we were electing someone who was talking that way. What if he meant it?«

Die Idee einer postapokalyptischen Gesellschaft hat Octavia Butler ohne die Atomkriegskomponente in der »Parable«-Serie fortgeführt. Sowohl in der »Patternist«-Serie wie auch bei den »Parable«-Romanen sehen die Protagonisten die Zukunft der kriegerischen und mit dem Hang der Selbstvernichtung ausgestatteten Menschheit zwischen den Sternen. Die entsprechenden Herausforderungen und schließlich auch Schicksale hat sie in vor allem in »Clay's Ark« in der »Patternist«-Serie beschrieben, in der »Parable«-Serie gibt es ausführliche Aufzeichnungen über einen dritten, auf einem fremden Planeten spielenden Roman. Und dazwischen liegt »Xenogenesis«. In dieser Trilogie hatte die Menschheit auch den Traum, zu den Sternen zu fliegen, die sozialen wie politischen Konflikte hinter sich zu lassen und neu zu beginnen. Weit ist die Menschheit nicht gekommen. Auch wenn die Außerirdischen den Überlebenden gegen den entsprechenden Preis – es handelt sich ja um Händler und nicht Samariter – viel mehr Opportunitäten anbieten als die beiden anderen »Menschheiten« in den angesprochenen Serien zur Verfügung hatten.

Lilith Iyapo ist eine junge, farbige Frau, die Schreckliches auf der Erde erlebt hat.

Octavia Butler belässt es bei Andeutungen. Sie wacht in einer Zelle auf. Nicht das erste Mal. Ihr Ehemann und ihr Kind sind bei einem Unfall ums Leben gekommen. Auf der Erde hat auch ein nuklearer Schlagabtausch stattgefunden. Eine seltsame, aber charismatische Stimme stellt ihr während ihrer wenigen Wachphasen immer wieder Fragen, deren Sinn sie nicht versteht.

Octavia Butler behält den Leser in dieser relevanten Anfangsphase auf Augenhöhe. Sie verzichtet auf übergeordnete Chronisten. Je mehr Lilith sich erinnert, umso vielschichtiger sind die Informationen, welche die Leser erhalten. Aber Lilith ist eher das Medium für eine größere, besorgniserregendere Wahrheit. Eine menschliche Gestalt betritt ihre Zelle. Sie spricht mit ihr, will sie auch berühren. Aus diesen Gesprächen kristallisieren sich zwei Punkte heraus: Sie ist keine Gefangene, sondern eher eine Kranke, die von ihrem Krebs geheilt worden ist. Sie wird eine neue Aufgabe erhalten. Ihre Wächter sind Außerirdische, welche seit längerer Zeit die Erde beobachtet haben. Sie haben vor mehr als zweihundert Jahren die Reste der Menschheit nach der ökologischen Katastrophe an Bord ihrer Raumschiffe gerettet und in eine Stasis versetzt. In der Zwischenzeit haben sie – natürlich nicht opportunistisch, wie sich später herausstellt – die Erde von der radioaktiven Strahlung befreit, Flora und Fauna wieder hergestellt und nebenbei einige der übrig gebliebenen Bauwerke/Denkmäler der Menschheit abgerissen.

Die Überlebenden sollen wieder auf der Erde ausgesetzt werden und als

Selbstversorger auf dem Niveau des Mittelalters leben. Sie erhalten keine höher stehende Technik. In der Theorie müssen sie die Zukunft neu erfinden und die letzten zweihundert bis vierhundert Jahre noch einmal leben. Allerdings unter einer angeblich wohlwollenden Aufsicht der Fremden.

Die außerirdischen Oankali sind Octavia Butlers groteskste Schöpfung. Sie erinnern Lilith an die Medusa mit Tentakeln auf ihrem Kopf, mit denen sie sehen und hören, aber auch zu beißen können. Nicht ihr Blick ist tödlich, sondern ihr Biss. Sie sind eine alte Rasse, die seit Äonen aus schwärmt und nach neuen Handelsobjekten sucht. Einmal ausgeschwärmt könnten die Oankali nicht mehr zurückkehren und wissen auch nicht mehr, ob ihre Heimatwelt noch existiert. Sie haben durch ihre Tentakel eine andere Wahrnehmung, sind nicht auf Nahrung angewiesen und scheinen der Menschheit wohlwollend gegenüber zu sein. Sie verfügen über drei Geschlechter: männlich, weiblich und ooloi. Diese drei Geschlechter zusammen haben einzigartige Fähigkeiten. Die eigentlichen Oankali haben ein Gespür für die Biochemie aller Wesen. Als ooloi können sie das genetische Material manipulieren, positiv zum Beispiel die Menschen vom Krebs heilen, aber negativ auch neue Generationen genetisch manipulieren und Nachkommen nach ihrem eigenen Wohlwollen züchten.

Eine Idee, die Octavia Butler auf eine etwas primitivere Art und Weise schon in »Wilde Saat« durchgespielt hat, dem chronologisch ersten, aber als einer der letzten geschriebenen »Patternist«-Ro-

mane. Die Oankali haben diese Vorgehensweise perfektioniert und Octavia Butler lässt sowohl Lilith wie auch die Leser im Dunkeln, wie oft die Oankali schon fremde Rassen auf deren Planeten »gerettet« und schließlich zu nutzbringenden Genpools umgebaut haben.

Wenn ein Leser die Handlung des ersten Buches auf das Rudimentärste zusammenfasst, kommt auf den ersten Blick eine Aneinanderreihung von Klischees heraus. Außerirdische retten die Überlebenden eines atomaren Krieges und siedeln sie später wieder auf der Erde aus. Auch wenn es wie ein Klischee klingt, ist diese Zusammenfassung auch nicht falsch. Wie in vielen von Octavia Butlers Geschichten geht es um verschiedene Autoren der Interaktion – niemals auf einer auf den ersten Blick gleichberechtigten Ebene – und eine Interpretation sozialer Verhältnisse in kleineren Gemeinschaften, deren zukünftige Existenz von »außen« – dieser Begriff ist bei Octavia Butler relativ – wie durch innere Spannungen – dabei spielen der Geschlechterkampf wie Rassismus entscheidende Rollen – bedroht wird.

Zu Beginn der Geschichte etabliert Octavia Butler das Verhältnis zwischen Lilith als zukünftiger »Mutter« eines Stammes Menschen und den Oankali mit Nikanj als ihrem geschlechtslosen Ratgeber. Die Oankali verbessern, optimieren Lilith. Sie entfernen – wie schon angesprochen – die Krebszellen, geben ihre körperliche Agilität und Muskelkraft. Nur das Optimieren ihres Gedächtnisses lehnt Lilith ab. Sie lebt ein Jahr in einer Art Trainingsgelände und unter den Oankali, um deren Kultur zu verstehen. Das Trainingsgelände ist ei-

ne Art Dschungellandschaft, in welcher die weiteren aufzuweckenden Menschen abgesetzt werden sollen. Die Oankali machen Lilith aber deutlich, dass sie nur ein evolutionärer Zwischenschritt ist, die Früchte der Langzeitplanung der Genhändler wird sie nicht mehr erleben. Wie eine Drohung klingt nach, aber ihre Kinder und Enkel.

Lilith ist das lebendige Beispiel für eine perfide Investition in die Zukunft, um ein besonderes genetisches Material zu erhalten, das sich neben lebendigen Genklaven gut tauschen lässt. Lilith traut Nikanj nicht. Er scheint nur das Notwendigste zu erzählen, auf der anderen Seite gibt es auch die Abhängigkeit, dass sie bei zu viel Aufruhr wieder in den Tiefschlaf versetzt wird.

Den Umfang der Oankali-Pläne mit der Züchtung einer neuen Rasse; der Manipulation der Gene und schließlich auch dem potenziellen Sklavenhandel kann Lilith nur rudimentär erfassen. Auf der anderen Seite ist Lilith auch eine klassische Octavia Butler Protagonisten, die anfänglich isoliert den Kampf aufnimmt und nicht fatalistisch aufgibt. Irgendwo hofft sie auf ein imaginäres Schlupfloch. Spätestens, wenn die Gruppe von Menschen wieder auf der Erde ausgesiedelt ist und ein Heimspiel hat. Dabei haben die Oankali die Erde inzwischen so umgebaut und aus ihrer Sicht den Menschen einen perfekten goldenen Käfig erschaffen, in dem sich die menschliche Rasse nach den Vorstellungen der Oankali langsam und selbstverantwortlich wieder entwickeln kann.

Lilith soll eine Gruppe von Menschen aufwecken. Dabei kann sie sich mit den

Akten der Menschen – zusammengestellt aus Gesprächen, die die Oankali quasi durch die Wände der Gefängnisse mit den Menschen geführt haben – ein Bild von den Mitgliedern ihrer zukünftigen Familie machen. Das Spektrum der aufgeweckten Menschen ist breit, es gibt einige wenige mehr Frauen als Männer. Octavia Butler nimmt sich die Zeit, die Wechselwirkung zwischen der fremden Umgebung und einer durch den Krieg zerstörten Erde; Lilith als potenzielle Mutter und gleichzeitig auch »Verräterin« an der Menschheit und schließlich den Spannungen in der stetig wachsenden, aber auf dem Raumschiff in einer aus lebendigen Wänden bestehenden Zelle ausharrenden Gruppe von Menschen zu beschreiben.

Diese isolierten Gemeinschaften sind ein roter Faden, der sich durch Octavia Butlers Werk zieht. In der »Patternist«-Serie war es Doro zusammen mit Anyanwu, welche diese Gemeinschaften zusammenstellten. In der späteren »Parable«-Serie kam Lauren Oya Olamina aus einer isolierten Siedlung in einer postapokalyptischen Welt und gründete in einem ebenfalls von der Außenwelt was komplett abgeschlossenen Dorf die »Earthseed«-Bewegung. In ihren wenigen auf anderen Planeten spielenden Geschichten leben die Menschen auch von Außerirdischen umgeben immer isoliert und sozial auf sich alleine gestellt.

Lilith fühlt sich zu Joseph hingezogen. Nicht gleich sexuell, aber seine ruhige Art, seine Lebenserfahrung bilden einen guten Ausgleich zu ihrem hitzigen Temperament. Körperlich ist sie durch die Manipulationen der Oankali Joseph überlegen, aber

mit seinen Argumenten nimmt Lilith die Zweifel an ihrer von den Menschen um sie herum kritisch beäugten Situation. Auch das ist kein Novum in Octavia Butlers Werk. Immer wieder finden ihre relativ jungen, farbigen Frauen Schutz bei älteren Männern. Dieser Schutz ist aber kein Versuch, ihre unabhängigen Charaktere zu unterdrücken, sondern die Männer strahlen die perfekte Balance aus physischer Stärke – bei Lilith nicht notwendig –, intellektueller Reife und Lebenserfahrung aus, in deren Schatten sich diese Frauen persönlich entwickeln können und die Narben ihrer Vergangenheit zumindest für kurze Zeit abstreifen dürfen. Allerdings halten diese Lebensgemeinschaften nicht lange und enden fast immer auf einer tragischen Note.

Die meisten der Erweckten können die Pläne der Oankali noch nicht mal ahnen. Lilith ist mit den Lesern an ihrer Seite einen Schritt weiter. Immer wieder fällt dem Leser spontan der Spruch »Wir kommen in Frieden« ein. Zwischen den Zeilen lässt sich aber gut erkennen, dass die Menschen für die Oankali nur eine weitere, allerdings aufgrund ihrer Neigung zur Bildung von Krebszellen auch verführerische Handelsware sind. Daraus entsteht aber im Laufe der Romane auch eine gegenseitige Abhängigkeit, welche die Oankali noch nicht einmal ahnen.

Sie versuchen, das aus ihrer Sicht radikale Element des Mannes auszuschalten. Angesichts der Gewalt, die Männer in Octavia Butlers Romanen Frauen über die Jahrhunderte antun, kein überraschender Gedanke. Ein Kind kann asexuell gezeugt werden. In der Theorie benötigt man zwar

immer noch Mann und Frau, aber ohne die Oankali geht nichts mehr. Damit haben sie auf dieser Ebene die Menschen ihrer eigenen Kultur angepasst.

In »Dämmerung« gegen Ende, im zweiten Band »Rituale« dominierend, setzt sich die Autorin noch mit einem anderen Thema ihres Gesamtwerks auseinander. Es ist unmöglich, dem menschlichen Mann den »Mann« auszutreiben. Sie bleiben gewalttätig, dominant, nicht selten durch die wenigen Siedler auch in überdurchschnittlicher Zahl faul und damit räuberisch. Sie haben vor allem Angst vor allem Fremden und versuchen, diese Antipathie durch Aggression zu vertreiben. Ein zweckloses Unterfangen, da sie sich zu Beginn ihrer Aussiedlung in einer Testzone an Bord des Raumschiffs befinden. Zwar im Original einem irdischen Dschungel nachempfunden, wirkt die Sequenz wie eine der ersten virtuellen Szenen, von denen es im Laufe der nächsten Jahrzehnte Hunderte innerhalb der Science-Fiction geben sollte. Aber auch auf der Erde sollen sich die Männer nicht komplett ausleben. Zwar hätten sie mehr Freiheiten, aber bei einer Grenzüberschreitung der etablierten Regeln werden sie wieder auf das Schiff gebracht, in Tiefschlaf versetzt und dürfen die Erde niemals wieder betreten.

Diese verschiedenen Interessenkonflikte etabliert Octavia Butler in dem Auftakt Roman der Trilogie und lässt ihre Geschichte auf einer seltsam tragisch optimistischen Note enden, welche die Leser an ihre mit den wichtigsten Preisen ausgezeichnete Novelle »Bloodchild« denken lässt.

Der zweite Roman »Rituale« – der Originaltitel »Adulthood Rites« trifft den Inhalt deutlich besser und zeigt in Butlers evolutionärer Serie einen notwendigen Reifeprozess plastischer auf – spielt einige Jahre später. Zwar nimmt Octavia Butler immer wieder Bezug auf wichtige Punkte ihres Auftaktbuches, aber konsequent setzt sie ihr rassenspezifisches Puzzle weiter zusammen.

Menschen und Oankali leben inzwischen auf der renaturierten Erde. Ältere Menschen können sich noch an die Zeit vor dem Krieg erinnern. Daher scheint die Leistung der Oankali, alle Spuren einer bakteriologischen oder/und atomaren Auseinandersetzung auf der Erde inklusive einer Auslöschung von 99 Prozent der Menschen beseitigt zu haben, in einem noch größeren, aber auch unwahrscheinlichen Licht.

Viele Menschen leben autark zusammen mit den Oankali in kleineren Dörfern. Da ihre Nachkommen nur mithilfe der Oankali – diese Prämisse hat Octavia Butler in einem Nebensatz im ersten Roman entwickelt – geboren werden können, gelten sie als Hybride, als Konstrukte. Ihre genetische Struktur ist von den Oankali verändert worden. Deren langfristige Ziele sind weiterhin im Dunkeln, aber wer sich als Genhändler bezeichnet, hat keine humanistischen Absichten.

Andere Menschen mit einem Überhang an Männern haben sich von den Oankali losgesagt und leben in sogenannten Widerstandsdörfern. Sie sind steril, was zu weiteren Spannungen zwischen den beiden Zivilisationsarmen der Menschheit führt.

Immer wieder kommt es zu Kindesentführungen, wenn die Hybride irgendwie menschlich aussehen. Auch wenn Lilith noch lebt und ihr Dorf führt, steht ihr konstruierter Sohn Akin im Mittelpunkt der Handlung. Es handelt sich um das erste unter Einfluss der Oankali gezeugte Kind. Es ist noch menschlicher als die meisten anderen Hybride. Akin muss beide Welten erlernen. Sein Reifeprozess steht im Mittelpunkt der Geschichte. Auf der einen Seite versteht er die Menschen inklusive seiner Mutter, welche die menschliche Rasse unverändert erhalten wollen. Auf der anderen Seite erkennt er, dass die Menschheit sich ohne die nicht immer wohlmeinende und langmütige Führung der Oankali auf einem primitiveren Niveau wieder selbst zerstören würde.

Akin wird von einer Gruppe von Abtrünnigen entführt, bis auf seine graue, an Schlangen erinnernde Zunge ist Akin äußerlich noch menschlich und deswegen besonders wertvoll.

Octavia Butler blickt gerne auf soziale wie mit Abstrichen evolutionäre Vorgänge aus der Perspektive von gesellschaftlichen Außenseitern mit besonderen Fähigkeiten. Das unsterbliche Chamäleon Anyanwu aus »Wilde Saat«, Lauren Oya Olamina später als hyperempfindliche Empathin in den »Parabel«-Romanen; die 53 Jahre alte im Körper eines Kindes lebende Shori als Hybrid zwischen den Ina und Menschen in ihrem letzten Roman »Fledgling«; die durch die Zeit fallende Dana ohne besondere Fähigkeiten, aber mit einem mehr als einhundertfünfzig Jahre umfangreicheren Wissen in »Vom gleichen Blut« und in der vorliegenden »Xenogenesis«

Trilogie ist es zu erst Lilith, die besondere Fähigkeiten von den rettenden Außerirdischen erhält sowie im vorliegenden zweiten Roman ihr Sohn Akin, der beide Rasse – Menschen und Oankali – kennenlernen muss.

Die Menschen lernt er erst durch seine brutalen Entführer kennen. In der Gemeinde Phoenix wird er von einer Familie gekauft und wächst dort auf. Seine Umgebung behandelt ihn mit distanzierterem Respekt. Er selbst muss sich immer wieder zurückhalten, damit seine Oankali-Seite nicht durchbricht. Aber die Ruhe vor dem Sturm reicht ihm nicht. Akin sucht immer wieder Gruppen der Verräter auf. Menschen, die ohne die Oankali leben wollen, um ihre auf den alten Traditionen aus der Zeit vor dem Krieg stammende Lebensweise zu verstehen. Es ist auch keine klassische Kolonisationsgeschichte, wie ihre auf anderen Planeten spielenden Romane. Viele der Menschen kennen die Erde noch aus der Zeit vor dem Krieg und versuchen, sie trotz aller Schwächen in dem Bild wieder zu erschaffen, das sie sich gemalt haben. Die Oankali sind dabei lange Zeit stille Beobachter, die ja die Population durch ihre genetischen Eingriffe steuern und manipulieren können. Ohne sie ist die Menschheit in jeder Form wieder vom Aussterben, aber nicht mehr der Selbstvernichtung bedroht. Eine andere Art der Euthanasie verbunden mit einer genetischen Manipulation. Von Anspielungen auf den Naziterror zu sprechen, wäre vielleicht vermessen, aber die Sklavenhaltung auf den Farmen der amerikanischen Südstaaten und die Zeugung vieler Kinder durch die Plantagenbesitzer mit den Skla-

ven; die frühe Tötung der Schwachen und die Haltung der Sklaven in den entsprechenden Baracken, manchmal auch kleineren Siedlung drängt sich als Vergleich während der Lektüre auf.

Die Überlegenheit der Oankali gegenüber ihren menschlichen Spielzeugen, die sie in aus ihrer Perspektive an einer langen Leine halten, ist aber noch drastischer. Sie kontrollieren – wie angesprochen – jeglichen Nachwuchs. Sie können die potenziellen Täter umgehend bestrafen und mit einem lebenslangen Exil – durch den Tiefschlaf an Bord des Raumschiffs bis in die Unendlichkeit – von der Erde bestrafen. Aber gleichzeitig missbrauchen sie die Menschen. Die Idee, dass deren Krebszellen bei den Oankali eine heilende Wirkung haben könnten, ist interessant und wird von Octavia Butler sehr behutsam ausgebaut, kommt aber angesichts der tragischen Ereignisse fast zu kurz.

Akin ist das erste Mitglied der neuen Generation. Bis auf seine an eine Schlange erinnernde Zunge ist er menschlich und hochbegabt im klassischen Sinne. Er kann früh sprechen; er ist aufgeschlossen und emotional. Sein kindliches Aussehen hilft ihm, die Frauen auf seine Seite zu bringen. Gleichzeitig bringt er vor allem die Männer gegen sich auf. Seine Mutter Lilith ist noch mehr zwischen den Welten gefangen. Auch wenn sie genetisch von den Oankali manipuliert, vielleicht auch optimiert worden ist, ist sie grundsätzlich weiterhin ein Mensch und den Menschen verpflichtet. Akin ist der unabänderliche, aber im Grunde auch auf einer »Vergewaltigung« Lilith basierende Beweis, dass aus

Sicht der Oankali der nächste Schritt unabwendbar ist. Akin erkennt aber auch, dass nur eine Unabhängigkeit der Menschen mit ihren Stärken und Schwächen ihnen eine Chance auf eine andere, vielleicht auch bessere Zukunft beschert. Unter dieser Art von Kontrolle ist der nächste Lagerkoller mit dem Hang zur Selbstvernichtung nur noch eine Frage der Zeit. Auch wenn es sich um eine sehr kleine Gruppe handelt, die ausbrechen möchte.

Auf der anderen Seite erkennt Akin, dass die Menschen auf sich alleine gestellt nicht überlebensfähig sind. Der Hang zur Selbstvernichtung ist weniger in ihren Genen, als ihren Köpfen verankert. Das ist eine fatalistische, vielleicht auch nihilistische Erkenntnis Octavia Butlers, die aber weniger mit der Zeit des Kalten Kriegs und der schon angesprochenen Idee eines gewinnbaren atomaren Krieges zusammenhängt, sondern eher eine konsequente Extrapolation der menschlichen Geschichte voller Unterdrückung, Leid und Kriegen darstellt. Der Mensch kann nicht mit dem Menschen, kann aber auch nicht ohne ihn.

Als erster Hybridnachkomme der Oankali erkennt Akin auch, dass die Kombination der beiden Rassen eine Notwendigkeit ist, Octavia Butler konzentriert sich bei dieser These auf die menschliche Perspektive, aber im ersten Buch »Dämmerung« hat die Autorin auch angedeutet, dass die Menschen mit ihrer vielschichtigen genetischen Struktur und dem angesprochenen Hang, Krebs zu entwickeln, eine »süße Versuchung« für die Genhändler darstellen. Nicht nur, um fette Gewinne mit neuen Genen zwischen den Ster-

nen zu erzielen – dieser Punkt wird von Octavia Butler an keiner Stelle wirklich überzeugend extrapoliert -, sondern weil die Oankali die Möglichkeit sehen, eine eigene Schwäche durch einen neuen genetischen Pool auszumerzen. Auch wenn die Autoren es durch ihre beiden in der dritten Person erzählenden Charaktere Lilith und Akin nicht so ausspricht, besteht aus unterschiedlichen Perspektiven ein gegenseitiges Interesse, eine neue Rasse zu erschaffen.

Ob die Oankali bei anderen außerirdischen Rassen jemals so weit gegangen sind, steht außerhalb der Perspektive dieser drei Romane. Die Möglichkeit besteht, es erscheint allerdings wenig wahrscheinlich, da sich die Genhändler in einzelnen Punkten sehr opportunistisch verhalten und nicht wie eine technologisch überlegene Rasse, welche die Assimilation genetisch interessanter »DNA« schon öfter praktiziert haben.

Am Ende des zweiten Bandes »Rituale« steht eine erstaunliche Lösung, die Octavia Butler sowohl in der »Patternist«-Serie mit »Clay's Ark« als auch den bevorstehenden Parabel-Romanen mit dem nicht mehr realisierten Teil »Parable of the Trickster« ebenfalls in Angriff genommen hat. Die Zukunft der neuen Menschen liegt in der Trennung vom Alten. In den beiden angesprochenen Serien reisen kleine Gruppen zu den Sternen und besiedeln einen anderen Planeten. In der »Xenogenesis«-Trilogie dürfen die Abtrünnigen die Erde verlassen; erhalten ihre Zeugungsfähigkeit wieder und werden, wie Moses sein Volk ins Gelobte Land führte, auf einem anderen unwirtlichen und her-

ausfordernden Planeten abgesetzt, um neu oder noch einmal zu beginnen: dem Mars.

In der Theorie ist es auch eine Niederlage für die Oankali und ein Pyrrhussieg für die Menschen. Die Menschen haben zumindest in der Theorie ihre Freiheit wieder. Die Oankali haben eingesehen, dass die Art ihres genetisch getriebenen Zeugungsprogrammes und die Umstellung der geretteten Menschen auf ihre soziale Dreiklasse mit einem Neutrum in der Mitte gescheitert ist.

Im Vergleich zu den dunklen Untertönen in Octavia Butlers sonstigem Werk kann allerdings auch von einem Erfolg der Menschen gesprochen werden. Wie Dana aus »Vom gleichen Blut« werden sie auf dem roten Planeten immer ihre Narben mit sich tragen, aber auch erkennen, was Freiheit im ursprünglichen Sinne des Wortes bedeutet.

Am Ende von »Rituale« spricht Akin von einem genetischen Widerspruch, dem » ihr ihm nicht entwachsen könnt, ihn nicht zugunsten von Intelligenz überwinden könnt. Das ihr hierarchisches Verhalten selektiert, ob es sollte oder nicht. Dass nicht mal der Mars Herausforderung genug sein wird, um es zu ändern ... Als wenn man intelligente Lebewesen mit dem alleinigen Zweck züchten würde, dass sie sich gegenseitig umbringen«.

»Imago« schließt die Trilogie ab. Es ist der einzige der drei Romane, der aus der von Octavia Butler gerne genutzten Ich-Perspektive geschrieben worden ist. Die genetisch evolutionären Entwicklungen finden in diesem dritten Band einen vorläufigen Höhepunkt. Akin musste sich in der

zweiten Geschichte mit seiner menschlichen Hälfte auseinandersetzen, um anschließend Oankali zu werden und den Menschen eine eigene Perspektive auf dem Mars aus eigener Initiative aufzuzeigen.

In »Imago« erschließt sich allerdings auch als Coming-of-Age-Geschichte das fast vollständige Potenzial der neuen Mensch-Oankali-Hybride. Der Mars rückt vor allem in der ersten Hälfte der Geschichte wieder in den Hintergrund. Jodahs ist der Ich-Erzähler, das erste menschliche Ooloi – das Element, das für die Fortpflanzung benötigt wird, auch wenn sich Jodahs zu Beginn noch als Mann empfindet. Wie Akin ist Jodahs ein Kind Liliths. Lilith hat in allen drei Büchern ihre Auftritte, allerdings rückt sie vom Mittelpunkt der Geschichte im ersten Buch über die suchende Mutter im zweiten Roman noch mehr in den Hintergrund, gibt einige Ratschläge, begleitet den Plot allerdings nicht mehr aktiv.

Der Mars ist inzwischen besiedelt, aber – wie angesprochen – konzentriert sich das erste Drittel des Buches auf Jodahs fortlaufende Metamorphose und die restlichen, als Barbaren auf der Erde lebenden Menschen. Sie überfallen immer wieder Menschen, die zu den Abflughäfen der Shuttles zum Mars aufbrechen. Sie haben inzwischen wieder Gewehre – anscheinend haben die Oankali bei der Renaturierung der Erde keine ganze Arbeit geleistet –, entführen und vergewaltigen Frauen und versuchen in einem sehr eingeschränkten Radius ihre Terrorherrschaft aufrechtzuerhalten. Wenn sie Grenzen verletzen, beginnen die Oankali sie einzufangen, zu betäuben und schließlich

wieder unter Drogen gesetzt an Bord ihrer Raumschiffe zu halten. Allerdings beweisen sie in dieser Hinsicht eine erstaunliche Langmut, die nicht den von Octavia Butler im ersten Buch der Trilogie etablierten strengeren Verhaltensregeln der Menschen entspricht. Das wirkt nicht nur auf den ersten Blick konstruiert, ist aber notwendig, um den zwischenmenschlichen Konfrontationen sowie Jodahs Lernprozess den Menschen gegenüber die notwendige Dynamik zu geben.

Jodahs ist ein vielschichtiger Charakter. Auch wenn er äußerlich nicht so erscheint, ist er immer noch ein Kind und die Veränderung seines Körpers noch nicht abgeschlossen. Er hat noch keine vier Arme, welche die Ooloi auszeichnen. Seine Tentakel sind weiterhin bei unsachgemäßer »Anwendung« für die Menschen tödlich. Auf der anderen Seite wird er förmlich von Menschen angezogen. Octavia Butler hat ja schon zu Beginn der Geschichte etabliert, dass die Menschen auch eine suchterzeugende Wirkung auf die Oankali haben und ihr Krebs für die Außerirdischen eine Art Wundermittel darstellt.

Vieles geht bei den Oankali über Gerüche und Jodahs stellt fest, dass sie nicht nur erotisierend, sondern benebelnd wirken. Auf der anderen Seite sind Jodahs Heilkräfte am meisten ausgebildet. Das grenzt teilweise an Wunder und hat nichts mehr mit der Genetik und dem entsprechenden Handel zu tun. Wenn Jodahs über Nacht einem Vergewaltigungsopfer die Möglichkeit schenkt, Kinder zu bekommen, indem er/es ihr zu kleines Becken richtet, während die Frau schläft, dann er-

scheint das sowohl medizinisch als auch inhaltlich wunderbar bis unmöglich. Diese Ambivalenz der einzelnen Fähigkeiten ihrer Charaktere zeichnete sich auch schon in der »Patternist«-Serie ab, die ambitionierter, experimenteller und literarischer wirkt. In der »Xenogenesis«-Trilogie ist Octavia Butler die reifere Erzählerin, die mehr Science-Fiction als Sense of Wonder präsentiert und deren Konzept auch aufgrund der hintergründigen Mahnungen der Menschheit gegenüber abgerundeter, planvoller erscheint. Allerdings geht sie im medizinischen Bereich teilweise wie in den beschriebenen Szenen fahrlässiger mit Fakten um.

Es sind aber einzelne Szenen, die bei der Lektüre stören. Vielmehr ist es Octavia Butlers Fähigkeit, wirklich fremde Wesen mit einem menschlichen Kern zu entwickeln, welche die Stärke dieser Trilogie, aber vor allem auch des Abschlussbuches unterstreicht.

Durch die Ich-Erzähler-Perspektive rückt der Leser sehr nahe an Jodahs heran. Fast in seinem Kopf. Das ist wichtig, denn im Gegensatz zu Lilith oder Akin ist Jodahs kein Mensch mehr. Er ist auch kein Oankali, sondern gegen seinen Willen bildet er das Dritte, für die Evolution beider Rassen inzwischen unabänderliche, im metaphorischen Sinne radikale Element.

Der mittlere Abschnitt des Romans ist mit »Exil« überschrieben und geht nahtlos wie inhaltlich in das finale Drittel mit dem Titel des Romans über. Wie vieles in Octavia Butlers Werk gibt es hierfür keine eindeutige Erklärung. Das große Exil ist der Mars, auf dem die Menschen sich frei fortpflanzen können. Das ist in der bishe-

rigen Theorie auf der Erde nicht möglich. An einer Stelle wird erwähnt, dass der Mars seit mindestens 50 Jahren freigegeben worden ist, Diese Jahreszahl entspricht aber nicht dem Alterungs- bzw. Reifeprozess der Protagonisten und selbst Lilith wäre nach dieser Rechnung mindestens 80 Jahre alt, erscheint aber nicht nur aufgrund der genetischen Veränderung der Oankali deutlich jünger und agiler.

Allerdings gibt es eine kleine, abgegrenzte gelegene Siedlung, in welcher allerdings schwerstbehinderte menschliche Kinder ohne die Hilfe der Oankali auf die Welt kommen. Insbesondere für Jodahs ein schwerer Schock, der sich auf die Suche nach Menschen gemacht hat, die auf den Mars auswandern wollen. Eine schon lange vor dem Krieg in dieser Gemeinde grassierende genetische Krankheit kann die Ursache sein, dass der erdrückende Schutzschirm der Oankali nicht perfekt ist. Im Laufe des finalen Drittels wird mehrmals impliziert, dass die Oankali im Rahmen ihrer Überwachung ein Auge zugedrückt haben. Anscheinend hofften sie, dass die schwersten Behinderungen der Nachkommen in Kombination mit den Geschwüren der Erwachsenen die Menschen zum Aufgeben, zur genetischen Reinigung und schließlich dem Mars treiben. Jodahs ist zumindest an diesem Ort und zu dieser Zeit nur ein eingeschränkter Moses, welcher nicht das Rote Meer, sondern den Roten Planeten für die Menschen öffnet.

Exil kann sich auch auf Jodahs Reise zwischen der ersten Metamorphose und der zweiten, sich ankündigenden Verän-

derung beziehen. Jodahs macht sich auf eine Reise, um weniger Menschliches zu lernen, sondern seine Fähigkeiten als Heiler zu vervollständigen. Heiler spielen in Octavia Butlers Welt immer eine wichtige Rolle. Anyanwu in »Wilde Saat«, der ältere Arzt und spätere Ehemann der Erzählerin aus den »Parabel« Romanen; selbst die durch die Zeit gefallene Dana mit ihren »modernen«, aber laienhaften medizinischen Kenntnissen. Mediziner sind für die Octavia Butler immer ein Segen – sie können selbst verbitterten Menschen irgendwie helfen – als auch ein Fluch – sie sind immer die Zielscheibe von Hass und Gewalt – zugleich. Die Welt ist fremdartig und irgendwie vertraut. Octavia Butler konzentriert ihre Handlung auf einen erstaunlich kleinen Raum. Ihre Protagonisten sind mangels Alternativen ausschließlich zu Fuß unterwegs. Daher wäre es auch nicht notwendig gewesen, den Mars zu besiedeln. Australien hätte gereicht, um die Widerständler für Jahrzehnte außer Gefecht zu setzen. Auf dem Weg rettet Jodahs eine Frau, welche die Widerständler in ihrem Dorf gefangen und immer wieder missbraucht, den Oankali gegenüber sogar als Köder benutzt haben.

Octavia Butler gelingen neben den neuen sexuellen Gemeinschaften aber auch noch einige rührende Szenen. Obwohl sich Jodahs nicht mehr als Mann, sondern schon auf dem Weg zum geschlechtslosen Dritten sieht, erscheint Jodahs seiner Umwelt gegenüber weiterhin »männlich«. Die gequälte Frau will sich von ihm nicht helfen lassen. Das bereitet Jodahs fast körperliche Schmerzen, bis es ihm gelingt, das verschreckte Mädchen zu

überzeugen. Dabei übt ihr Körper, ihr Geruch auch eine sexuelle Anziehungskraft auf ihn aus. Allerdings ist Jodahs nicht in der Lage, den Akt zu vollziehen.

Jodahs ist aber nicht der einzige Charakter, der eine Metamorphose durchläuft. Aor ist der zweite, geschlechtslose Oankali-Mensch-Hybrid. Seine Metamorphose und vor allem sein potenzielle Partnerschaft mit zwei Menschen – weiblich und männlich – verläuft deutlich schwieriger als bei Oankali, der zwei Menschen für sich gewinnt. Aus ihnen wird eine Menage à trois, eine wahre Partnerschaft. Die beiden Menschen waren vor der Begegnung mit Jodahs schon ein Paar, er erweitert quasi ihren Horizont. Die Liebesszenen zwischen den Menschen und Oankali werden behutsam beschrieben, scheinen aber bei den Menschen auch eine gewisse Sucht, eine perfekte Erfüllung ihrer inneren Zwänge zu erzeugen. Zwar macht Octavia Butler deutlich, dass der Sex einvernehmlich und zärtlich ist, aber immer wieder sprengt die Amerikanerin sexuelle Grenzen in ihren Romanen, ohne zum perversen Voyeur zu werden. Diese Entwicklung erreicht ihren Höhepunkt in ihrem letzten Roman »Fledgling«, in dem ein Mitglied einer uralten Rasse im Körper einer Zehnjährigen mit einem deutlich älteren Mann schläft. Hätte ein Mann derartige Passagen geschrieben – siehe Piers Anthony's »Der Baum« – dann wäre die Entrüstung groß gewesen.

Aor braucht Partner wie die Luft zum Atmen. Aus der Ferne beneidet er Jodahs, der sich ihm gegenüber sachlich verhält. Erst gegen Ende lernt Aor Menschen kennen, die sich ihm nach ihrer Rettung an-

schließen. Es wirkt fast befremdlich, dass sowohl Jodahs als auch Aor in dem Dorf der Aussätzigen in freier Gemeinschaft leben und aufgrund ihrer heilerischen Fähigkeiten selbst von den dickköpfigsten ewig Gestrigen anerkannt werden.

Auf der Reise mit einigen wenigen Freiwilligen zum Abflugpunkt der Shuttles durchläuft Jodahs eine emotionale wie intellektuell stimulierende Phase. Allerdings konzentriert sich Octavia Butler zu lasten der Spannung auf die Gruppendynamik und lässt ihre Figuren sehr viel über den unabänderlichen Status quo – die Oankali werden nicht verschwinden, weil sie die Menschen »schützen« und gleichzeitig auch genetisch ausbeuten/formen wollen – diskutieren. Dadurch wirkt »Imago« trotz seines geringeren Umfangs im Vergleich zu den ersten beiden Büchern deutlich länger und durch die Wiederholungen schon im ersten Buch mit Lilith angesprochener Themen auch weniger originell. Dieser lange Abschnitt wirkt wie das Eingeständnis der Autorin, dass sie vieles über die seltsame Beziehung zwischen Menschen und Oankali schon niedergeschrieben hat, ihr aber das Finale, der nächste evolutionäre Schritt noch nicht ausreichend genug bewusst ist.

Auch ihre Rückkehr zur Kultur der Oankali auf den letzten Seiten wirkt ein wenig bemüht. Es gibt keine Szenen, die auf dem Mars spielen. Keinen Beweis, dass die Genhändler wirklich so wohlwollend mit den Menschen hinsichtlich ihres Langzeitplans umgehen. Aus den vorhandenen Aufzeichnungen Octavia Butlers geht allerdings auch klar hervor, dass die diese

Serie als Trilogie konzipiert hat. Der Epilog mit der Aussaat für eine neue Stadt – hierauf muss noch eingegangen werden – und damit einer neuen Ära im Zusammenleben von Mensch und Oankali spricht auch für diese Tatsache. Die galaktischen Genhändler treten in dieser Form nicht mehr auf. Krebs ist weiterhin verführerisch und eine harte Handelswährung, allerdings bewegen sich die Oanakli mit Jodash als Primus inter Pares der neuen Generation inzwischen sehr selbstsicher medizinisch unter den Menschen. Sogar ein Schuss ins Herz – ein Mensch opfert sich für Jodash – ist nicht mehr tödlich. Octavia Butler deutet an, dass die Zivilisation der Genhändler auf einer engen Verbindung mit lebendiger Materie basiert. Ihre Raumschiffe sind Waben, die neue Räumlichkeit aus dem Nichts erschaffen können. Ihre Shuttle grasen auf den amerikanischen Weiden. Das Bild wirkt fast wie eine Parodie auf zahlreiche dem Technikfetischismus frönende Space Opera, die in den Achtzigerjahren wieder populär geworden ist. Aber diese seltsame Mischung aus Implikationen und oberflächlicher Erläuterung lässt die Oankali über ihre sexuelle Dreierkombination hinaus geheimnisvoller, exotischer und damit faszinierender erscheinen als es die Autorin ihren Leser zugestehen und ausführlich beschreiben will.

In doppelter Hinsicht ist die »Xenogenesis«-Geschichte eine Coming-of-Age-Geschichte. Die Menschheit sollte in der Theorie lernen, was es heißt, eigenverantwortlich umzugehen. Mit der Natur und sich selbst. Wer es nicht auf die sanfte Art lernen möchte, muss es spüren. Entweder

durch ewige Verbannung von der Erde im Tiefschlaf und hartes Arbeiten auf dem unwirtlichen Mars mit der entsprechenden Freiheit. Durch Selbsterkenntnis oder harte Arbeit könnte der Mensch seine sich selbst zerstörenden Tendenzen ablegen.

In zweiter Linie sind es die menschlichen Charaktere in ihrer Entwicklung zur nächsten evolutionären Stufe, welche verschiedene Phasen durchlaufen. Lilith steht noch für das Alte, das Menschliche. Sie hat durch den sinnlosen Tod ihres Mannes und ihres Kindes mehr Leid als durch den Krieg erfahren. Sie ist aber den Fremden gegenüber aufgeschlossen und dankbar. Auch wenn die ihr anvertrauten Menschen sie enttäuschen, schenken ihr die Außerirdischen eine Opportunität, die sie selbst niemals gewählt hätte. Natürlich lässt sich drüber diskutieren, ob es sich um eine Art Vergewaltigung handelt, aber das passt nicht in den Geist der Geschichte, die Octavia Butler hier erzählen will. Lilith ist gegenüber der kleinen Gruppe von Menschen, die sie auf die Erde vorbereiten soll, Primus inter Pares. Ihr Sohn Akin ist der erste Schritt zwischen den beiden Rassen, ein Vertreter der Menschen gegenüber den Oankali, der allerdings erkennen muss, dass seine Mission im Grunde unmöglich ist. Diese Entwicklung endet erst mit Jodash, Akins »Bruder«. Er ist das asexuelle radikale dritte Element, das im Gegensatz zu Akin seine Menschlichkeit lernen muss, um die Oankali zu verstehen. Es ist eine Familiengeschichte, in denen Herzen Probleme von Generationen diskutiert werden. Die Angst vor dem Fremden; die richtige Balance zwischen selbst bestimmter Freiheit

und sozialen Umfeld zu finden und schließlich die einmalige Chance, aus der blutigen Vergangenheit zu lernen und noch einmal neu anzufangen. Alles zeitlose, wichtige Themen, die Octavia Butler aus menschlicher Perspektive, aber der strengen Anleitung der neuen »Herrenrasse«, dem fast erdrückenden Regime der Oankali anspricht und bis zu einem gewissen Grad extrapoliert. Abschließende Antworten werden die Leser in dieser exotischen, teilweise bizarren, aber deutlich stringenter und besser im Vergleich zu den ambivalenten, streckenweise noch improvisiert wirkenden »Patternist«-Romanen nicht finden. Aber wie Jodash am Ende aussät, hofft Octavia Butler, dass ihre Geschichte eine Seite in den Menschen

berührt und sie über die allgegenwärtigen Vorurteile allem Fremden gegenüber hinwegsehen lässt.

(Thomas Harbach)

WELTENPORTAL



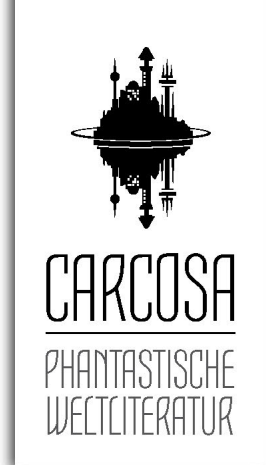
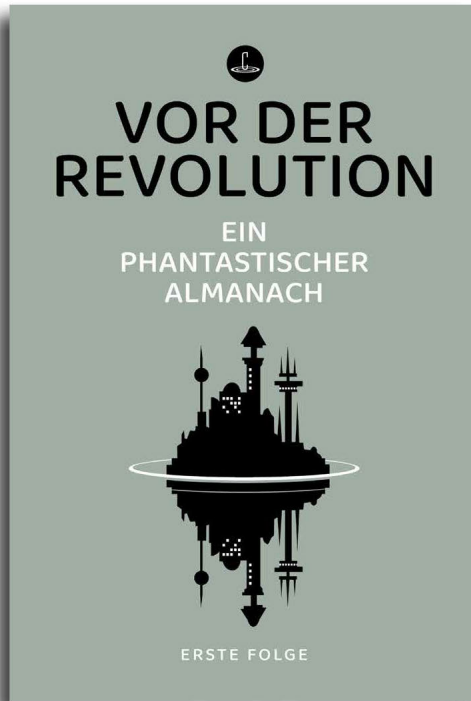
STORIES

INTERVIEWS

REZENSIONEN

COMICS

WWW.WELTENPORTALMAGAZIN.DE

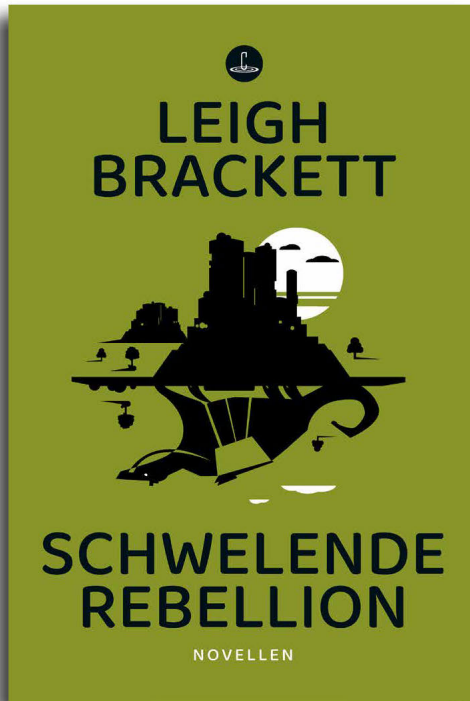


Originalausgabe
Herausgegeben von
Hannes Riffel
Klappenbroschur
278 Seiten

Die erste Folge unseres Verlagsalmanachs; mit phantastischen Erzählungen von Ursula K. Le Guin und Samuel R. Delany sowie Essays zur Phantastik u. a. von Dietmar Dath, Christopher Ecker, Julie Phillips und Clemens J. Setz.

Carcosa ist ein verschwistertes Imprint von
Memoranda Verlag Hardy Kettlitz | verlag@memoranda.eu

www.carcosa-verlag.de



Deutsche Erstausgabe
Novellen
(*Erik John Stark* [1949/51]),
Deutsch von
Helmut W. Pesch
Klappenbroschur
263 Seiten

Drei Space-Opera-Abenteuer aus der großen Zeit der Pulp-Magazine, in denen Leigh Brackett beweist, dass es bereits damals möglich war, Klischees zu hinterfragen und die Erwartungen der Leser:innen zu unterlaufen.

Carcosa ist ein verschwistertes Imprint von
Memoranda Verlag Hardy Kettlitz | verlag@memoranda.eu

www.carcosa-verlag.de